Nr. 10 — Leipzig, den 9. März — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die sieben Kreuzesworte 3 — Ueber den sittlichen Wert des Handelns um Christi willen — Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung: 3. Majunkes Bedientenroman; 4. Zur Kritik der welschen Lüge — Kaiserin Augusta: 3. Familienleben — Der Generalfeldoberst. Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch — Die Madonna in St. Agatha. Ein Blatt aus dem religiösen Leben Italiens — Konfirmandengeschenke — Unsre Empfehlung der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift — Verschiednes: Oberlin und seine Schwiegermutter; Kultusfreiheit in den deutschen Schutzgebieten; Bebel über katholische und evangelische Vereine; Aus der Zeit des konfessionellen Friedens — Zur Beachtung — Quittung — Anzeigen

Die sieben Kreuzesworte

3

Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabeistehen, den er lieb hatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn. Darnach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter. Ev. Johannis 19, 26. 27

Noch hat er nicht Zeit, an sich zu denken. Aber nicht nur die Ausgestoßenen der Menschheit sind seines Leidens Genossen, sondern auch die Auserwählten; um sein Kreuz sammeln sich nicht nur seine Feinde, sondern auch seine Gemeinde. Wie mag sein Auge geleuchtet haben, als er neben dem Haß, neben der Schuld auch die Liebe schauen darf, die an ihn sich drängt! Dort war er so göttlich, hier ist er so menschlich. Dort dachte er an die ganze Sünderwelt; hier ruht sein Blick auf der einen gebeugten Gestalt. Seine allumfassenden Ziele lassen ihn das Einzelne nicht übersehn; sein gewaltiges Werk macht ihn nicht unempfindlich für des Menschenherzens Forderungen. Und nicht ewige Güter sind es, die er hier vermittelt. Der an der Ewigkeit Pforte steht, unterschätzt nicht die Bedeutung des Zeitlichen. Im Zeitlichen, für das er zunächst besorgt erscheint, weiß er das Ewige versorgt.

Die Mutter ist es, der seine Sorge gilt. Ein Testament an alle, die vom Weibe geboren sind. Das Mutterherz ist das Allerheiligste auf Erden. Als solches hat es Jesu Wort vor aller Welt herausgehoben. Dies Herz zu schonen, ihm die Sorgen zu nehmen, ihm in Liebe zu vergelten, das ist der Liebe heiligste letzte Aufgabe, ihr seligstes Recht. So stiftet er am Kreuz die christliche Familie und schlingt das Band der Pietät um Kinder und Eltern. Der sie nicht Mutter nannte, sondern Weib, er ist doch das Urbild eines Sohnes.

Aber damit giebt er auch ein Vorbild für alle Verhältnisse menschlicher Liebesgemeinschaft.

Laßt uns, ihr Männer, ihr Söhne, über die großen Interessen des Lebens, die hohen Aufgaben des Berufs niemals unsrer nächsten Pflichten vergessen, der Pflichten an den Unsrigen! Sie sind doch unter allen die heiligsten, die wichtigsten. Laßt uns das Heiligtum des Familienlebens, das da und dort zu veröden droht, weil man nur den Altar des öffentlichen Lebens kennt, von andern Gründen hier unter Jesu Kreuz zu schweigen, laßt uns dies Heiligtum pflegen. Dort wird uns Heiligung. Dort wird der Segen ausgeteilt. Dort wächst die Zukunft groß.

Und laßt uns zart sein und feinfühlend. Sieh, wie sich Jesus in Marias Schmerz versenkt, wie er ihn ermißt und ihn zu lindern sucht. Freilich, er weiß, welch eine Lücke er hinter sich läßt.

Aber er fühlt nicht nur mit ihr; er tröstet sie. Der verlassen am Kreuze hängt, er hat doch Herzen noch, über die er verfügen kann. Königlich ist das Wort in seiner schlichten Kürze und seinem sichern Ton: Weib, siehe, hier ist dein Sohn. Hier ist deine Mutter.

Worin aber beruht das Tröstliche dieser neuen Gemeinschaft, die er stiftet? In des Jüngers Herz, der an seiner Brust lag, hat er seine Liebe, seinen Geist versenkt. Dort soll die Mutter jener Liebe Pulsschlag, dieses Geistes Hauch verspüren. Des Sohnes Werk, das sie in jenem Jünger sich entfalten sehen wird, ists, an dem sie sich aufrichten und zurecht finden soll gegenüber seinem Tode.

Aber Mutterliebe vermißt ja nicht nur, daraus ihr Liebe entgegenschlug, sondern nicht minder, dafür ihre Liebe sorgen durfte. Hier hat sie einen neuen Sohn, für den sie liebend sorgen darf. An Seiner Statt soll sie die Seinen nun auf dem Herzen tragen, ihnen erweisen, was sie ihm nicht mehr erweisen kann. Du Mutterherz an Kindes Grab, ihr alle, denen ein Liebes gestorben ist, denen ein Lebensberuf sich abgeschlossen hat, lernt diese Trostgedanken Jesu fassen; hörts, wie es, übertragen auf eure Verhältnisse, der Verstorbene selbst euch leise und doch vernehmlich erläutert: Siehe hier ist dein Sohn!

Aber auch der ganzen Christengemeinde ist damit eine Mahnung gegeben. An Johannes, der dort am Kreuze diese Gemeinde vertritt, ist sie ergangen: Siehe, hier ist deine Mutter. Versteh es zuerst ganz unmittelbar. Hast du nicht auch Gutes empfangen durch den Herrn, der also spricht? Hat er dir nicht Herz und Hände frei gemacht von der Sünde Last und Fessel? Hat er nicht die heilige Liebe erweckt, die dir entgegentrat in deiner Familie, deinen Lehrern, den öffentlichen Verhältnissen in tausenderlei Gestalt? Siehe, dort ist ein verlassenes Mütterlein, dort weint ein gramgebeugtes Herz, dort ist ein hilfloses, schutzloses Wesen. Hörst du nicht der sterbenden Liebe Testament: Siehe, hier! hier vergilt, was ich dir gethan habe! Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Die unversorgten Witwen waren die erste Fürsorge der jungen Christenheit. Und aus den Witwen ist ihr dann die erste geordnete Liebespflege in ihrer Mitte erwachsen. Hört es die Christenheit noch hin und her in den Häusern und Gemeinden, an den Gräbern: Siehe, hier ist deine Mutter?

Doch weiter zieht das Wort seine Kreise in den stillen Wassern christlicher Gemeinschaft. In Christi Auftrag, in seinem Geiste, gleichsam an seiner Stelle sollen wir untereinander Liebe üben in allen Stücken, trösten, beistehn, Wunden heilen, jeder sich des andern Not erbarmen und so zuletzt eine große Familie werden. Das ist so sein letzter Wille an die Seinen. Darin vollenden wir sein Werk.

Köstlicher Trostgedanke, wenn einst dein Herz still stehn

sollte: es ist eine Liebe auf dem Plan, die hört jenes Wort vom Kreuz. Er ruft, er lockt herbei zu den Deinen, die ihnen tröstend, helfend zur Seite stehen. Und noch köstlicher, wenn du selbst, nachdem du gewandelt in der Liebe, mit der er geliebt hat, sicher, daß es nicht unerhört verhalle, sterbend sagen darfst zum Freunde, zum Verwandten: Siehe, hier ist deine Mutter, siehe, hier ist dein Sohn! Dann ist die Seele frei, das Haus ist bestellt, die Sorge ist versenkt ins Meer der Liebe. Vater, ich bin bereit.

Und wenn du niemand zu versorgen hast, niemand andrer Liebe zu befehlen brauchst — nütze dennoch die Sterbestunde, wie Jesus that. Lege die Hände derer in einander, die um dich stehn, versöhnend wenn es Not thun sollte, verbindend jedenfalls zu vertieftem Liebesbunde. Johannes hat es gelernt von seinem Meister. „Kindlein, liebet euch untereinander“ war sein Testament an die Christenheit. Und ferner — laß die letzten Gedanken der Liebe nicht bloß auf Irdisches gerichtet sein. Indem Jesus dort Maria und Johannes verband, bot er einem in dem andern des schwachen Glaubens Stütze, einem in dem andern des Verklärten Erinnerungs- und mehr und mehr auch Spiegelbild. So sorge, daß deiner Liebe letzter Segen auf der Deinen inneres Leben wirke. Ueber dem Sterbebett sehen, die es umstehn, den Himmel sich öffnen. Sterbestunden sind Stunden aus der Ewigkeit. Ein Sterbender vermag mehr als ein Lebender. Liebe weckend, Seelen vereinend, geistigen Segen spendend, Wunden heilend — so gingst du hin. Wer so stirbt, der stirbt wohl. v S

Ueber den sittlichen Wert des Handelns um Christi willen

Um Christi willen etwas thun oder lassen, kann heißen: aus Furcht vor seiner Strafe. Dieser Gehorsam bloß aus Furcht oder auch bloß um des etwaigen Lohnes willen hat an sich selbst keinen sittlichen Wert, ist sittlich gleichgiltig, kann aber pädagogisch eine überaus große Bedeutung gewinnen durch Gewöhnung an Selbstbeherrschung und Entwöhnung vom Bösen.

Um Christi willen kann ferner heißen: aus Vertrauen auf Christum. Der Mensch traut zuweilen seiner eignen sittlichen Erkenntnis nicht; so viel aber ist ihm gewiß, wer so handelt, wie Christus handelt und zu handeln befiehlt, der ist auf dem rechten Wege. Man sagt sich: Selbst wenn ich nicht überall einsehe, warum er dies oder jenes geboten hat, so thue ich es doch im Vertrauen auf seine höhere Einsicht. Das steht ohne Zweifel sittlich höher, als das Handeln in der ersten Bedeutung.

Um Christi willen etwas thun, kann weiter heißen: aus Dank oder aus Gegenliebe. Der Christ weiß, was er seinem Heilande verdankt, er sieht aber auch ein, daß er seinen Dank nicht anders beweisen kann, als indem er Jesu Gebote hält, oder mit einem Worte: durch Bruderliebe. Es kann auch ein sonst wohlgesinnter Mann oft gleichgiltig gegen Fremde sein, ja einen Ekel haben gegen solche, die an widerwärtigen Krankheiten leiden, einen Abscheu gegen selbstverschuldetes Elend. Bei aller sonstigen Wohlgesinntheit käme ein solcher vielleicht gar nicht auf den Gedanken, noch weniger fühlte er es als Pflicht, sich jener in aufopfernder Weise anzunehmen. Erst das Gebot und Beispiel Christi macht ihn aufmerksam, und um Christi willen, um ihm zu danken und zu dienen, gewinnt man es über sich, auch jenen sonst vielleicht Verabscheuten zu dienen. Der Christ stellt sich vor, Christus selbst spreche zu ihm: Bist du besser als jene? Habe ich dich nicht als Bruder angenommen? Jene sind mir so lieb wie du. Schäme ich mich ihrer nicht, so schäme du dich ihrer auch nicht, noch entziehe dich ihnen.

So hat in der That das Christentum gewirkt, die persönliche Liebe zum Heiland hat die Bruderliebe geboren und groß gezogen. Man mag getrost sagen: die Humanität, wie weit sie auch noch immer hinter dem Ideale zurück ist, würde ohne Liebe zu Christo nicht so gediehen und gewachsen sein, wie sie seit der Erscheinung Christi gewachsen ist; alle die wohlthätigen Anstalten, alle die selbstvergessende Liebe von Männern und Frauen für die Brüder wäre nicht oder doch nicht in dem Maße vorhanden, als sie es ist, wenn nicht die Liebe zu Christo sie getrieben hätte. Man wird also dem Thun um Christi willen sowohl für die Gesamtheit als hinsichtlich der Gesinnung der Einzelnen einen überaus großen sittlichen Wert beimessen. Aber wenn wir den hohen Maßstab Christi selbst an diese Liebe anlegen, so ist hier, wenn irgendwo, das Bekenntnis von den unnützen Knechten und die Frage am Platze: Was thut ihr Sonderliches? Indem wir die Menschen nur um Christi willen lieben, also nicht um ihrer selbst willen, sondern aus Dankbarkeit gegen den, durch den wir alles sind, was wir sind und haben und je sein werden, gilt sein Wort: So ihr liebet, die euch lieben, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder lieben auch ihre Liebhaber. Und wenn ihr euern Wohlthätern wohl thut, was Danks habt ihr davon? Denn die Sünder thun dasselbe auch. (Luk. 6, 32 ff.; vergl. Matth. 5, 46; Luk. 14, 12 ff.) Höhern sittlichen Wert hat es in Jesu Augen: gütig zu sein über die Undankbaren und Boshaftigen (Luk. 6, 35).

Es geschieht wohl, daß eine Frau zu ihrem Manne spricht: Thue es mir zuliebe. Und was der Mann sonst nicht gethan hätte, das thut er seiner Frau zuliebe. Das ist gut, aber besser wäre es offenbar, wenn es einer so dringenden Bitte gar nicht bedurft, sondern wenn er es aus eigenem Antriebe gethan hätte. Es nimmt jemand ein Kind auf und sagt: Ich thue dies nicht um des Kindes willen, sondern um seines verstorbnen Vaters willen, dem ich zu großem Danke verpflichtet bin. Das ist gut, aber noch höher steht uns der andre, der das Gleiche thut, ohne den Vater auch nur gekannt zu haben, ja vielleicht obgleich der Vater ihn schwer gekränkt hatte. Hier haben wir — von allen Nebengedanken abgesehen — die reine Liebe, das wahre Wohlwollen, das sich allein auf das Kind richtet.

So können wir Menschenliebe üben um Christi willen, das ist gut, aber das ist noch keine eigentliche Liebe, kein Wohlwollen für die Menschen. Wohlthun kann einer um eines Dritten willen, aber nicht wohlwollen. Liebe üben, aber nicht wirklich lieben; das ist eine unmittelbare Beziehung auf den geliebten Gegenstand. Es ist freilich in Wirklichkeit wohl beides meist nicht geschieden oder bleibt wenigstens nicht geschieden. Wer um Christi willen den Menschen Liebe erweist, wird sie wohl meist auch bald um ihrer selbst willen lieben. Die Liebe zum Meister wird bald auch eine Liebe sein zu dem, worin er Meister und Muster ist, nämlich in der Bruderliebe.

Allein so ist die Sache doch keineswegs immer anzusehen. Gar viele haben gemeint: Ich gebe Almosen, nicht um den Hunger der Armen zu stillen, sondern um Christo zu gefallen. Man lese die meisten neuern Predigten über das Wort: Was ihr gethan habt dem Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan, — man wird fast immer betont finden: nicht die Liebe zu den Menschen sei hier das, was dem Herrn wohlgefällt, sondern der Umstand, daß diese Opfer um Christi willen gethan, ihm, nicht den Menschen gebracht sind. Sagt doch selbst Uhlhorn in dem vortrefflichen Buche über die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche (1882, S. 55):

> Hungrige speisen u. s. w., alle diese Werke haben nur dann wahren Wert, wenn sie einen noch höhern Zweck als den nächstliegenden, der vorhandnen Not abzuhelfen, verfolgen, nämlich die Förderung des Gottesreiches. Sie haben ihren Wert darin, daß sie Christo gethan sind in den Notleidenden. Damit ist beides ausgesprochen, ihr Beweggrund und ihr Zweck. Beweggrund ist die Liebe zu Christo, und Zweck, ihm damit zu dienen, oder was dasselbe ist, die sie thun, thun sie als Glieder des Gottesreiches und um das Gottesreich zu fördern.

Aber was ist denn das Gottesreich anders, als ein Reich der Liebe? Was giebt es denn Höheres als die Liebe? Der Herr wehrt ohne Zweifel gerade diesen Gedanken im Gleichnis ab, denn die Guten antworten: Wo hätten wir dich gespeist? Und die Bösen entschuldigen sich: Ja wenn du hungrig gekommen wärst, dich hätten wir auch gespeist (Matth. 25, 44).*) Und wenn Christus die Barmherzigkeit des Samariters lobt und als Beispiel aufstellt, hat der auch die Barmherzigkeit um Christi willen gethan? Oder wenn es von den Werken des

*) Siehe Flügel, Die Sittenlehre Jesu 2. Aufl., 1888, S. 37.

heidnischen Hauptmanns heißt: Deiner Almosen ist gedacht worden vor Gott (Apostelgesch. 10, 4. 31), waren diese auch um Christi willen gethan?

Die Liebe bekommt durchaus nicht ihren Wert davon, daß sie auf einen wertvollen Gegenstand gerichtet ist. Die Hindus haben ein Sprichwort: Die Gabe erhält ihren Wert, je nachdem sie in einen goldnen oder irdenen Topf fällt; es ist also viel verdienstlicher einem Brahmanen zu helfen, als einem Paria. Allein das Evangelium lehrt das Gegenteil. Nicht sowohl die Liebe Gottes zu dem eingebornen Sohne, dem Heiligen und Gerechten, wird gepriesen, als vielmehr seine Liebe zu den Undankbaren und Boshaften. Nicht daß Jesus die Liebenswürdigen und die Gerechten, sondern daß er die Sünder liebt, ist das Große. Daß der Mensch Gott und seinen Heiland liebt, denen er alles schuldet, ist gut und recht und natürlich, aber mehr erfordert es, den Bruder zu lieben, der es nicht um uns verdient hat, lediglich um ihm zu helfen. Wenn nicht die Liebe in sich selbst den Wert trüge, sondern nur um eines andern, also um Christi willen gut wäre, warum hätte sie dann Christus geboten? Wollte er etwa sagen: Den Bruder zu lieben hat an sich keinen Wert, nur mich und mich allein sollt ihr lieben? Nur als einen Beweis der Liebe zu mir will ich eure Opfer für die Brüder gelten lassen? Wäre das im Sinne Christi? Dann hätte er eben so gut etwas sittlich Gleichgiltiges als Beweis und Probe der Liebe zu ihm aufstellen können und etwa sagen: Daß ihr mich liebt, will ich erkennen am Büßen, am Barfußgehen, am Ehelosbleiben, am Knierutschen u. s. w. Leider hat man den Herrn oft so verstanden und die von ihm gebotenen Liebeswerke nur als eine heilsame Uebung in der Entsagung und Selbstverleugnung angesehen, wobei es ganz gleichgiltig war, ob dem Bruder dadurch wirklich geholfen wurde oder nicht. Das gerade Gegenteil lehrt Jesus, wenn er sagt: Gehet hin und lernet, was das sei: Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer (Matth. 9, 13; vergl. Matth. 23, 23).

Oder warum hätte Christus selbst Liebe erwiesen, und wie könnte Petrus die ganze Lebensbeschreibung Jesu in die Worte zusammenfassen: Er ist umher gegangen und hat wohlgethan? (Apostelgesch. 10, 38.) Erwies Jesus auch nur um eines Dritten willen Liebe, etwa um Gottes willen? Dann würde die Frage weiter gehn: Warum übt und gebietet Gott die Liebe? Sicherlich nicht um eines Höhern willen, sondern aus reinem Wohlwollen für seine Menschenkinder. Nun heißt es: Uebt Liebe gleichwie euer himmlischer Vater (Matth. 5, 48). Und Jesus spricht: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe (Joh. 13, 15). Mit diesem „gleichwie" ist die Rücksicht um eines Dritten willen als unwesentlich hingestellt; hingegen ist die Liebe um ihrer selbst willen, um ihrer innern Schönheit willen als das Höchste zum Vorbild gegeben. Christus macht daher nie den Versuch, die Liebe zu Gott und zu dem Nächsten auf ein Gebot zurückzuführen, wie es denn in der That nur ein Gebot wäre, wenn die Nächstenliebe allein Wert hätte um der Gottesliebe willen; beide Gebote werden vielmehr ausdrücklich als zwei Gebote hingestellt (Matth. 22, 37. 40). Christliche Ethiker haben freilich hierin viel christlicher sein wollen, als Christus selbst.

Soll damit etwa das Thun um Christi willen getadelt oder für überflüssig erklärt werden? Wir haben schon das Gegenteil gesagt. Ohne das Thun um Christi willen würde wenig Liebe vorhanden sein als Werk wie als Gesinnung. Es ist auch nicht so, als sollte die Liebe zu Christo nur anfangs die Triebfeder sein, werde aber allmählich überflüssig. Schwerlich werden die Menschen, wie sie nun einmal sind, ihrer je entbehren können. Menschliche Liebe würde oft gerade da versagen, wo sie am notwendigsten ist; und außerdem würde mit dem Aufhören oder dem Schwächerwerden der Liebe zu Gott oder Christo ein an sich hohes sittliches Gut verloren gehen, nämlich der demütige Dank gegen den größten Wohlthäter. Auch schließen sich ja beide Motive nicht aus, nämlich die Menschen zu lieben, einmal um ihrer selbst willen und sodann um Christi willen. Nur darauf kam es uns an, zu zeigen, daß die Liebe um ihrer selbst willen Wert hat, nicht allein einen

abgeleiteten Wert um eines Dritten willen. Die Liebe, wo sie auftritt, ob unter Christen oder Heiden, ist und bleibt das Höchste.*)

O F

Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung

3. Majunkes Bedientenroman

Es ist bezeichnend für die Fortentwicklung, die sich jetzt in unsrer katholischen Presse zu immer verwegneren und zügelloseren Attentaten auf die geschichtliche Wahrheit vollzieht, daß soeben Herr Paul Majunke, bekannt als mehrjähriger Redakteur der Germania, sowie als Zentrumsabgeordneter und als einer der drei Mitarbeiter an den berüchtigten „Geschichtslügen," es wagt, diesen ganzen Bericht über Luthers seliges Ende für die abgekartete Fälschung protestantischer Geschichtslüge zu erklären und dagegen uns als die echte Lesart über dieses Lebensende eine welsche Lüge vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts aufzutischen.

Er hat nämlich in dem Buche eines italienischen Streittheologen vom Jahre 1593 die Schauernachricht aufgespürt, es sei unlängst bekannt geworden durch einen Diener Luthers, der damals um ihn gewesen, hernach aber katholisch geworden sei, daß Luther sich in jener Nacht selber mittels eines Strickes aufgehängt habe; alsbald sei aber allen Hausgenossen ein Eid abgenommen, im Interesse der evangelischen Sache nichts davon verlauten zu lassen. Ein belgischer Franziskaner veröffentlichte darauf 1606 den angeblichen Bericht dieses Dieners. Wir hören dann, dieser N N sei von einem andern „frommen" N N zu Gottes Ehren ausgefragt worden, was er denn über Luthers Tod auszusagen wisse. Er habe darauf bekannt: Wir brachten ihn abends in berauschtem Zustande zu Bette und ließen ihn allein in seiner Schlafkammer. Als wir am nächsten Morgen zu unserm Herrn zurückkehrten, um ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, sahen wir ihn zu unserm Schmerz neben seinem Bette hängen. Darauf eilten wir zu seinen gestrigen Zechkumpanen und zu den Fürsten und meldeten ihnen diesen schrecklichen Tod. Diese beschworen uns, Schweigen zu beobachten, den Leichnam ins Bett zu schaffen und im Volke zu verbreiten, er sei eines plötzlichen Todes gestorben. Unser Schweigen und unsern Gehorsam erkauften sie sich von uns durch große Lohnverheißungen; aber mein Gewissen läßt mich nicht länger schweigen. U. s. w.

In der That hat dann dieser Bedientenroman im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bei manchen Katholiken Glauben oder sagen wir lieber Wohlgefallen gefunden. Diese neue „welsche Lüge" kräuselte eine kurze Zeit die Wasser, protestantische Polemik replizirte unter Hinweis auf das überwältigende offizielle Gegenzeugnis der Augenzeugen — und da Lügen bekanntlich kurze Beine haben, schämten sich auch bald katholische Autoren, mit dieser Waffe zu kämpfen. Diese Version verscholl wenigstens bei uns in Deutschland so gut wie vollständig, wenn auch der heutige italienische Landmann noch harmlos dem Reisenden zu erzählen weiß, der böse Ketzer Luther habe sich aufgehängt.

Aber Herr Majunke gräbt die alte Lügenrede wieder aus, und mehr noch: er mutet uns zu, auf dem Wege eines sogenannten wissenschaftlichen Beweises, den er als Gewürz beimengt, an die Wahrheit dieser Fabel zu glauben. Und mehr noch: sein Verleger posaunt siegesgewiß aus, jetzt sei auf „überraschende und unwiderlegliche Weise" dargethan, daß Luther in der That ein „überaus trauriges" Ende genommen habe. Und die katholische Presse wird voraussichtlich in guter Disziplinirung dafür sorgen, diese neueste fulminante Entdeckung katholischer Wissenschaft in ihrer gläubigen Gemeinde bekannt zu machen.**)

---

*) Zu diesen Ausführungen hätte ich manches auf dem Herzen. Ich behalte das heute für mich, um ihren Eindruck nicht zu stören, und warte ab, ob nicht noch sonst jemand zur Sache das Wort nimmt.

D H

**) Bereits ist die dritte Auflage erschienen.

4. Zur Kritik der welschen Lüge

Mir liegt es nun ob, zu zeigen, auf was für einfältige Leser man spekulirt, und wie tief der Sinn für geschichtliche Wahrheit gesunken sein muß, daß man sich mit solchen Entdeckungen noch brüsten kann. Was ists zunächst für eine Zumutung, gegen das öffentliche Zeugnis dreier Männer, die im amtlichen Auftrage offiziellen Bericht abstatten und die sich dabei auf die Augenzeugenschaft einer Anzahl fürstlicher Personen sowie zweier Aerzte und andrer berufen, das Zeugnis eines ungenannten Dieners, abgelegt vor einer gleichfalls in Anonymität gehüllten Person, das mehr als fünfzig Jahre später ans Licht tritt, zu stellen? Sollen wir daraus schließen, wie gering man im katholischen Lager über die Glaubwürdigkeit amtlicher Aussagen zu denken gewöhnt ist? Wie muß der Wahrheitssinn abgestumpft sein, daß man solches uns zu bieten wagt! Cölius schließt den Bericht, den er am 20. Februar der Gemeinde in Eisleben über Luthers Tod erstattete, mit den Worten:

> Und dies weiß Gott, vor dem wirs auch auf unser Gewissen nehmen, und wollens am Tage des Herrn geständig sein und zeugen, daß es mit seinem Abschied also, und anders nicht, ergangen sei.

Wie tief muß in die römische Priesterschaft das jesuitische Gift eingedrungen sein, daß Herrn Majunke solch eine Versicherung vor Gottes Angesicht, solch ein Einsetzen der eignen Seligkeit so federleicht dünkt, daß er eben diesen Bericht für ein abgefeimtes Lügengewebe auszugeben nicht errötet! Wie dehnbar muß diesen Herren das Gewissen deutscher Theologen, deutscher Fürsten erscheinen! Was für eine Verwilderung aller sittlichen Begriffe liegt solchem Beweisverfahren zu Grunde! Ich betone diese Seite der Sache absichtlich zunächst so nachdrücklich. Solche Beweisführungen sollen uns doch nicht an unser deutsches Sprichwort erinnern, daß niemand den andern hinter dem Ofen sucht, er habe denn selber dahinter gesteckt? Die katholische Lutherlitteratur unsrer Tage eröffnet uns den Blick in psychologische Verirrungen und Verwirrungen so böser Art, in ein solches Abgestumpftsein gegen die elementaren Vorstellungen von Wahrhaftigkeit, in eine solche Geneigtheit, stets mit Doppelzüngigkeit und Verlogenheit zu rechnen, daß uns alle Fähigkeit abgeht, ihnen auf dies Gebiet zu folgen. Wir vermögen diesem Verfahren des Gegners nur mit dem Worte der Offenbarung zu antworten: „Wer unrein ist, der sei immerhin unrein!" Wir beneiden euch nicht um diese Tiefen eurer Geschichtsforschung.

Zur nähern Würdigung der Glaubwürdigkeit jenes angeblichen Dienerberichts möchte ich zunächst auf einen hervorstechenden Verstoß in der Erfindung desselben hinweisen. Sein Verfasser hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die beglaubigten Nachrichten zu benutzen, um ihn wahrscheinlich zu machen. Er setzt nämlich voraus, daß Luther sein Schlafzimmer für sich allein hatte, während wir aus ganz unanfechtbaren Nachrichten wissen, daß regelmäßig Jonas, der Famulus Rudtfeld, die beiden jüngern Söhne und noch ein Diener die geräumige Kammer — es war ein großes Zimmer — mit ihm teilten. Ferner vergißt jener Bericht, daß Luthers Tod — was ganz Eisleben bei der Aufregung, die das Wecken und Herbeirufen so vieler Personen verursachte, wissen konnte — in der Nacht zwischen zwei und drei Uhr eingetreten war; er läßt dagegen den Toten erst am folgenden Morgen von seinem Diener beim Betreten des Schlafzimmers zu gewohnter Morgenstunde aufgefunden werden und diesen nun erst Lärm schlagen. Die Fürstlichkeiten werden daher auch nicht in tiefer Nacht aus dem Schlafe geweckt, sondern die Diener „stürmen" (prorumpere) am Morgen zu ihnen! Mich wundert nur, daß Herr Majunke diese groben Verstöße gegen den geschichtlichen Hergang gar nicht gemerkt hat. Denn noch besitzen wir sowohl im Konzept (in Annaberg in Sachsen) wie in der Reinschrift (Archiv zu Weimar) den ausführlichen Bericht, den Jonas alsbald nach dem Ableben Luthers an den Kurfürsten von Sachsen nach Torgau richtete; und dieser dem Sekretär des Grafen Albrecht diktirte Bericht trägt die Zeitangabe: „In Eile — um vier Uhr früh." In derselben Nacht schrieb auch noch Graf Albrecht von Mansfeld selber an den Kurfürsten und ebenso Fürst Wolfgang von Anhalt; auch letzterer Brief trägt die Unterschrift: „Um vier Uhr früh." Alle drei Briefe wurden durch reitenden Boten befördert und gelangten noch an dem Abend desselben Tages nach einem respektablen Ritt von mindestens dreizehn Meilen — und das bei damaligen Winterwegen — in die Hände des Kurfürsten,*) der noch am selben Abend schriftliche Verfügung wegen des Begräbnisses erließ.

Hier sollte es Herrn Majunke schwer werden, diese geschichtlichen Thatsachen zu Gunsten seiner Bedientenfabel zu korrigiren. Oder sollten Jonas, Graf Albrecht und Fürst Wolfgang prophetischen Geistes ihre Berichte schon in der Nacht geschrieben haben, ehe sie von Luthers Tode Nachricht erhielten?

G K

Kaiserin Augusta

3. Familienleben

Wenn es eine der härtesten Erschwerungen einer natürlichen, einer normalen Entwicklung fürstlicher Personen ist, daß sie unablässig großen Kreisen vor Augen stehn und vor Augen gestellt werden, so hat doch wenigstens das Verhältnis zu ihren nächsten Angehörigen das Recht, unbeachtet und unbesprochen zu bleiben.

In seinen Hauptzügen tritt es jedoch unvermeidlich zu tage.

So hat man, wie bereits erwähnt wurde, längst gewußt, daß das eheliche Verhältnis unsers verewigten Kaiserpaares, infolge vorausgegangner Erlebnisse des Prinzen, nicht sofort zu voller Innigkeit kommen konnte; aber es ist auch nicht verborgen geblieben, wie nach und nach die gegenseitige Beziehung der Ehegatten eine immer reichere und innigere wurde.**)

Das Verdienst, welches daran die hohe Tugend der bildschönen Kaiserin hatte, ist nie zur Sprache gekommen, weil man bei einer Fürstin so idealer Richtung die höchste Lauterkeit als selbstverständlich ansah; in dieser Beziehung bewährte sich hier selbst an einer auf hohe Stelle geführten Frau, daß die besten Frauen diejenigen sind, von denen man am wenigsten spricht.

Ihr treues, hingebendes Walten als Mutter mußte der Prinzessin umsomehr die Sympathie des Gemahls gewinnen, als er selbst aus einer in warmer Herzlichkeit verbundenen Familie stammte und der zärtlichste Vater war.

Das eifrige Bestreben der jungen Mutter zwar, ihrem Sohne schon in frühester Jugend den ganzen Reichtum der Bildung zu teil werden zu lassen, den sie selbst der glänzenden Vielseitigkeit ihrer Begabung verdankte, mußte sich bei der andersartigen Beanlagung unsers nachmaligen Kaisers Friedrich in einigen Punkten bescheiden; aber ihr Wesen und ihr Wachen und die hohe und reine Luft, die der Sohn an ihrer Seite einatmete, ist für seine sittliche Entfaltung und Bewahrung segensreich geworden. Durch eignes Urteil und eigne Wahl fand sie auch dem Sohne den edeln und fein besaiteten Erzieher, den ihr Blick sofort ersah, als sie von dem noch Jugendlichen, noch Unberühmten einen Vortrag über die Akropolis gehört hatte. Eine wahrhaft innige Liebe des Zöglings hat dem Lehrer gedankt, der von seinem fünfzehnten bis in das einundzwanzigste Jahr hinein sein nächster Gefährte und Führer war, und die Kaiserin hat nie aufgehört, Ernst Curtius Teilnahme und wahres Vertrauen zu schenken.

Von rührender Schönheit ist das Verhältnis, das die erst sieben Jahre nach Prinz Friedrich Wilhelm geborene einzige Tochter beiden von ihr gleich geliebten und verehrten Eltern verband. Eine Krankheit der Erzieherin der jungen Prinzessin gab der Mutter Anlaß, das Kind in ihre nächste Nähe zu nehmen. Wurde durch die Traulichkeit auch des äußern Umganges die Trennung um so schmerzlicher, welche beiden die frühe Vermählung der Prinzessin Luise mit dem Großherzog Friedrich von Baden auferlegte — die Prinzessin von Preußen äußerte damals, es sei ihr, als scheide ihr guter Engel von

---

*) „welch Schreiben uns gegen Abend zukommen." Kurfürst Johann Friedrich an Landgraf Philipp. Förstemann, Denkmale, S. 124.

**) Auch in dem bekannt gegebnen Testamente des Kaisers wird beider Verhältnisse in diesem Sinne gedacht.

ihr —, so bewährte auch hier die Liebe ihre lindernde Kraft: der Großherzog wurde den Eltern durch die über Alles geliebte Gemahlin ein wahrer Sohn.

Es ist die Art edler Naturen, ihre Freunde, wenn ihnen Leides geschieht, mit doppelter Liebe zu umfassen. Als im Jahre 1848 der Prinz von Preußen Gegenstand tendenziöser Anfeindung wurde, als man auf sein Haupt die Anklagen der aufgeregten Massen zu lenken wußte, die in erster Linie dem Monarchen galten, erglühte das Herz der Prinzessin von Preußen in bitterm Schmerz und Unwillen über die Kränkung, über das Unrecht, das ihr Gemahl erfuhr. Sie wußte und fühlte nur mit ihm und für ihn, sie lebte dafür, ihn zu schützen, ihn wieder in das Recht seiner wahren Geltung einzusetzen; sie ruhte nicht, bis es ihr gelungen war. Eingeweihte haben damals zuerst die ganze Schönheit und Kraft ihrer Frauennatur kennen gelernt; vielleicht auch rührt von damals das Vollgefühl der Hochschätzung und Liebe her, das der Gemahl ihr mehr und mehr gewidmet hat.

Auch in der politischen Auffassung der damaligen Zeit, die in ihrer trüben Verwirrung schwer zu verstehen war, stimmten beide Gatten in allen wesentlichen Punkten überein.*) Freilich kamen immer wieder Zeiten, insbesondre nach der Thronbesteigung, in denen die Seele der Gemahlin mit bangem Flügelschlage um die Entschlüsse des Königs schwebte; die konstitutionelle Krisis, an der das liberale Ministerium Auerswald scheiterte, die Krisis der schleswig-holsteinischen Frage, die Auseinandersetzung mit Oesterreich durch den innerdeutschen Krieg, und nach dem unvermeidlichen Kriege mit Frankreich der Kulturkampf!

Der Eifer und die Unablässigkeit, womit die Kaiserin besonders während der Vorbereitung großer Entschlüsse für ihre Ueberzeugungen eintrat und eintreten zu müssen glaubte, hat dem Monarchen wohl schwere Stunden gemacht und ihm die Lösung der Konflikte seines persönlichen Fühlens mit seiner Pflicht als Herrscher nicht erleichtert. Die Gewissenhaftigkeit der Gemahlin wird er darum nicht minder in solchem Verhalten erkannt und geschätzt haben, und die persönliche Bescheidenheit, mit der sie auch ihre dringendsten Anliegen befürwortete, ließ ihn nicht müde werden, ihren Argumenten Gehör zu schenken, selbst wenn sie ihn nicht bestimmen durften. Doch wer hätte ein Recht, in diese intimen Hergänge eindringen zu wollen?

Von größtem Wert ist dagegen, was sich uns allen als Bewährung echter Herzens- und Gewissensgemeinschaft des verehrten Kaiserpaares gezeigt hat.

Der Entschluß zum Kriege von 1870 ist allerdings gefaßt worden, während der König nicht in der Lage war, die Königin anzuhören; aber die Tage, die nun folgten, zeigten selbst den Außenstehenden unser Königspaar als Verbündete, die fest an einander geschlossen dem Schwersten entgegengehen, zunächst einer Trennung, dann einem Kampf auf Leben und Tod um die Behauptung ihrer höchsten Güter und ihrer heiligsten Rechte. Todesbleich und in Thränen sehen wir die Königin neben dem Gemahl, als sie ihm bei der Abreise nach Frankreich Ende Juli 1870 das Geleit gab. Der König eilte auf seinen Posten. Die Königin blieb auf ihrem Posten, in bangem, aber nicht in müßigem Harren. Jetzt war es, wo ihre Frauenarbeit des Heilens und Linderns der durch den Krieg heraufbeschworenen Leiden im größten Maßstabe vorbereitet und ausgeführt wurde.

Wie tief aber beide Gatten sich bei getrenntem Wirken einig wußten, dafür spricht ein Zeichen der unscheinbarsten Art, das damals, als jeder nur an das Schicksal des Vaterlandes, an das unsrer Armeen und der eignen Angehörigen dachte, die im Felde standen, wenig beachtet wurde: die Fassung der telegraphischen Depeschen, die der König unablässig an die Königin richtete. Da sehen wir nicht bloß, wie Freund an Freund Nachricht giebt, sondern wie Landeseltern in Not und Sieg mit einander beten und danken. Wohl wußte ja auch der König, wie jede frohe Nachricht nicht minder als jede ungünstige von der Königin auf den Knieen empfangen wurde, wie fern von ihr der Uebermut war, den das Glück erzeugt, wenn es nicht als aus Gottes Hand hingenommen wird, und wie, fast die Freude überwältigend, bei jedem Erfolge der Waffen ihrem Mutterherzen die Thränen der Mütter gegenwärtig waren, mit denen es bezahlt werden mußte. Einer der vielen Briefe des Königs an die Königin, der jüngst bekannt wurde, fügt diesen erbaulichen Zügen einen idyllischen Zug herzlichen Gedenkens des Königs an die Gemahlin hinzu: er erzählt am Abend des Tages von Sedan, wie die Truppen ihm „den Marsch seiner Augusta“ gespielt.*)

Wenige Jahre nach dem glorreichen Frieden, der ja freilich in sehr ungleicher Verteilung materiellen Privatgewinn über unser Land gestreut hatte, gärten die sozialen Unwetter herauf; die greuelvollen Verbrechen, in denen die Auflehnung der mit Gott und der Weltordnung Zerfallenen zum Ausbruch kam und auf das edelste und geweihteste Haupt sich stürzte, riefen die Kaiserin wieder als Leidensgefährtin und Pflegerin an die Seite des fast zum Tode getroffnen Gemahls. In jener Zeit des namenlosen Schmerzes hat wohl jedes preußische und jedes deutsche Herz den einzigen Trost darin gefunden, das kaiserliche Paar beisammen und den Dulder in der unablässigen Fürsorge der Gemahlin zu wissen, der dann auch das treue Kind, die geliebte Großherzogin Luise, sich gesellte, während der Kronprinz mannhaft und königlich die schwerste der Regierungspflichten in Vertretung des Vaters erfüllte.

Die Jubelhochzeit, die im Jahre nach diesen Ereignissen gefeiert werden durfte, war ein hohes Dankfest unsers Volkes, denn die Erhaltung des schmachvoll gefährdeten Monarchen, das „Vorübergehn des Herrn“ konnte zugleich als göttliche Bewahrung der vorbildlichen Ehe auf dem Königs- und Kaiserthrone gefeiert werden.

Während der Kaiser mit jenen Anfängen der staatlichen Fürsorge für die Invaliden der Arbeit die Antwort des Christen auf die Unthaten wüster Erbitterung gab, gingen die Liebeswerke der Kaiserin in ihrem bereits angebahnten und aus ihrem erfinderischen Eifer immer neu befruchteten Wachstum weiter. Sie gingen weiter und wurden durch das persönliche Eingreifen der Kaiserin belebt und geleitet, als jene hochtragischen Wendungen in ihrem eignen Leben eintraten, die einen Geist von geringerer Stärke gebrochen haben würden; ja die ihr zur andern Natur gewordene Pflichterfüllung in jedem Gebiet ihres Lebens, die strenge Ordnung, die sie, ohne nach ihrem leiblichen und innern Zumutesein zu fragen, ihrem Thun, insbesondre ihrer Regierungsthätigkeit im Reiche der Barmherzigkeit gegeben hatte, war ihr Stab und Stütze.

Das Aufrechtbleiben der Kaiserin in Gottvertrauen und stillem Gehorsam, während sie zugleich mit dem Gemahl, den die Jahre leise ans Ende der Herrscherlaufbahn führten, den herrlichen zum Erben geborenen Sohn als Opfer der grausamsten Krankheit dahinsinken sah — dies Aufrechtbleiben der ins Herz getroffnen Frau, dies ganz Sieselbstbleiben, da sie doch ganz Witwe geworden war, konnte nur mit Ehrfurcht erfüllen: es war die das Herz weitende und über sich selbst hinaushebende Wirkung des großen Horizonts, den sie nicht nur für ihr Wissen, sondern auch für ihr Fühlen gewonnen hatte durch die stete Sorge um andrer als um das eigne persönliche Geschick, es war das Ergebnis der heldenhaften Selbstbeherrschung während eines ganzen Lebens.**)

Und noch in einer andern großen, weithin Segen bringenden Wirkung für Thron und Volk hatte die starke Dulderin die Summe ihres Lebens zu ziehen: sie mußte die sein, die sie war und die sie geworden war, um dem Enkel, der in ernster Würdigung das Gewicht der Aufgabe fühlte, die sich als allzufrühes Erbe auf seine jungen Schultern gelegt hatte, diejenige Weihe für seinen Beruf zu geben, welche nur die Hocherfahrnen

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 8.

*) Eine Komposition der auch musikalisch hochgebildeten Kaiserin.

**) Die tiefe Trauer um den Tod des Kaisers hinderte die Kaiserin nicht, am 7. April 1888 in ihrem Palais eine Versammlung abhalten zu lassen, wo in ihrer Gegenwart über die Ergebnisse der vierten internationalen Konferenz der bei der Genfer Konvention beteiligten Regierungen, die im September 1887 in Karlsruhe stattgefunden hatte, Bericht erstattet wurde. Auf jener Konferenz war ein Preis verteilt worden, den die Kaiserin für das Modell einer transportabeln Lazarethbaracke gestiftet hatte.

und Hochbewährten dem Beginnenden geben können. Die Liebe und Verehrung, womit der junge Kaiser sich der Großmutter hingab, ist Bürge für die Nachhaltigkeit des Eindrucks, den die Einsegnung in seinen Beruf durch die hochgesinnte Ahnin auf sein Gemüt und seinen Willen gemacht hat.

Und wenn nun die Urenkel mit dem lieblichen Spiel kindlicher Zärtlichkeit und Zutraulichkeit das Herz der Greisin erquickten, während die Verehrung des Enkels ihr die Macht gab, über die eignen Tage hinaus Segen zu wirken, wenn die geliebte Tochter und der durch diese ihr Sohn gewordene Fürst für den eignen Elternschmerz in ihrem Kindesgefühl für die Mutter Linderung fanden, und wenn ein ganzes Volk zu der Witwe seines ersten Kaisers mit dem Gefühl aufblickte, daß uns die Gegenwart seines Geistes und seiner Liebe in ihr fortlebe, so kann man wohl sagen, daß die Frau, die einst in zarter Jugend gleichsam als exotische Blüte vom Herde unsers reichsten und feinsten deutschen Geisteslebens in unser waffenstarkes Preußen verpflanzt wurde, je länger je mehr, ohne die ursprüngliche Mitgift zu verlieren, zu einer Idealgestalt natürlicher christlicher und fürstlicher Mütterlichkeit geworden ist.

In Marmor wird man ihr Haupt mit der Kaiserkrone schmücken, — mit „der Krone des Lebens“ gekrönt, die den „bis in den Tod Getreuen“ verheißen ist, wird sie vor der Seele derer stehen, die sie als Kämpferin in den schwersten Prüfungen des Herzens gekannt haben. Ch M D

Der Generalfeldoberst

Trauerspiel von Ernst von Wildenbruch

Großen Beifall hatte Ernst von Wildenbruch mit seinen „Quitzows,“ diesem aus brandenburgisch-preußischem Patriotismus gebornen Gemälde aus der Zeit des ersten Auftretens der Hohenzollern in Brandenburg gefunden. In lebendigen Bildern wird uns die unruhige, nach Ruhe verlangende Zeit mit ihren kraftvollen, ungebundnen Rittern, mit ihren aufstrebenden Städten geschildert, und wie im „Götz von Berlichingen“ die Gestalt des Kaisers Max, etwas in die Ferne gerückt, um so majestätischer erscheint, so tritt auch hier der Held der Zukunft, Friedrich von Hohenzollern, zuletzt auf den Plan, lange angekündigt, um mit einem Quos ego! die widerstrebenden Mächte zu bezwingen. Sollte nicht ein neues Drama auf gleichem Schauplatz gleichen Erfolg haben?

Da kam die überraschende Nachricht, der „Generalfeldoberst“, das neue Drama Wildenbruchs, sei für Berlin nicht ohne besondere Veranlassung des Kaisers verboten worden. Hatte die Verfügung Recht? Und wenn sie Recht hatte, war der Berliner Bühne damit etwas Großes vorenthalten? Diese Fragen, auf die man von einer Aufführung Antwort erwartete, hatten, als diese außerhalb Preußens zunächst in Leipzig stattfand, eine große Anzahl Berliner herbeigerufen. Wer aber an dem Besuch der ersten zwei oder drei Aufführungen verhindert war, hat auf eine fernere lange vergebens gewartet: kein besondres Zeugnis für die Zugkraft des Stückes, wenn auch die Blätter von der dramatischen Wirkung einzelner Szenen recht Günstiges berichteten.

Unmittelbar nach der Geburt des „Großen Kurfürsten“ im Jahre 1620 finden wir am Hofe des Kurfürsten Georg Wilhelm und seiner Gemahlin, der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte, die Hauptpersonen des Stücks, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und seine ehrgeizige Gemahlin Elisabeth, den zur Entbindung der Kurfürstin herbeigerufenen schlesischen Arzt Jessenius und seine Tochter Genoveva, vor allem den Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, einen Hohenzollern, Oheim Georg Wilhelms, kaiserlichen Generalfeldobersten für Schlesien, zusammen. Die Bedrückungen des Kaisers in Böhmen und der Aufstand der Böhmen regen die Gemüter auf. Wenige Jahre zuvor war der verstorbene Kurfürst Johann Sigismund vom Luthertum zum Kalvinismus übergetreten; Johann Georg, ein eifriger Kalvinist, will seinen Neffen fortreißen, für Deutschland, für den Protestantismus die Rolle zu übernehmen, die seinem Hause später zugefallen ist. Die Energielosigkeit des Fürsten, die Antipathie des unter dem Einflusse der Kurfürstin-Mutter

und ihres Hofpredigers Meißner zum Teil noch lutherischen, besonders aber gut kaiserlichen Hofes und des Volkes gegen die Kalvinisten und gegen die Böhmen halten ihn zurück. Inzwischen ist dem ebenfalls schwachen Friedrich von der Pfalz die Krone von Böhmen angeboten worden. Sein ehrgeiziges Weib drängt ihn, sie anzunehmen. — Während die beiden ersten Akte in Berlin spielen, führt der dritte nach Breslau. Friedrich ist König von Böhmen. Ob ihm auch Schlesien zufallen wird, hängt von zwei Männern ab, von Johann Georg von Jägerndorf und vom Grafen von Dohna. Der erstere wird für ihn gewonnen durch eine Weissagung der zu Visionen geneigten Genoveva, die ihn die Königin hören läßt, nach der ein Friedrich — gemeint ist Friedrich der Große, während die Königin an ihren Gatten denkt — Habsburg bezwingen und Schlesien befreien soll. Graf Dohna, von lange her der Geliebte jener Genoveva Jessenius, ist schon heimlicher Katholik und reißt sich von der Geliebten, die er als Ketzerin wie als Hexe verabscheut, und von seinen früheren Bundesgenossen nunmehr los. Der vierte Akt führt uns nach Prag. Während der vergebens von Johann Georg gewarnte König bei einem festlichen Mahle sitzt, in dem ihn auch die ersten Kanonenschüsse der Schlacht am Weißen Berge nicht stören können, brechen die Feinde unter Dohnas Führung in die Stadt ein. Jessenius und seine Tochter werden, von dem vor Entsetzen bebenden Volke der Hexerei angeklagt, zuerst erschlagen, die übrigen gefangen genommen, während Friedrich und „die Engländerin“ entflohen sind. Auch Johann Georg wird von spanischen Soldaten abgeführt. Scheidend verheißt er „in dem neugebornen blondlockigen Knaben,“ den er selbst in Berlin auf seinen Armen gehalten hat, den Retter der heiligen Sache und Deutschlands.

Dieser Ausgang entspricht nicht genau der Geschichte. Prag ist nicht sofort durch die Schlacht am Weißen Berge, sondern erst nach einem, wenn auch kurzen Waffenstillstande besetzt worden, den das Königspaar zur Flucht benutzte. Der Markgraf von Jägerndorf ist nicht gefangen worden, sondern hat sich tapfer eine Weile in Schlesien gehalten und dadurch, daß die Hilfe des Kurfürsten von Sachsen gegen dieses Nebenland aufgeboten und dann auf ihn Rücksicht genommen werden mußte, diesem den Protestantismus retten helfen, während er später nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor flüchten mußte. Aber das beiseite, so fragen wir: ist dieser ganze Geschichtsabschnitt vom brandenburg-preußischen Standpunkt aus geeignet für ein nationales Drama, das doch nicht einfache Geschichtschreibung ist, in dessen Charakteren das Volk sein eignes Denken, Ringen, Streben wiederfinden soll?

Zwar es sind noch heute uns tief bewegende Gegensätze, wie zunächst der der Konfessionen, von denen das Stück erfüllt ist. Der Dichter vertritt natürlich den Standpunkt des Protestantismus, aber nicht sehr wirksam. Denn wenn auch der zum Katholizismus übertretende Graf von Dohna bei seiner Handlungsweise gegen die Geliebte, zumal am Ende, uns höchst unsympathisch ist, so gefällt uns doch seine frische ritterliche Art weit besser als die Protestanten im Stück, mit Ausnahme des „Generalfeldobersten“ und des Arztes Jessenius nebst seiner Tochter, teils unentschiedene, teils zelotische Naturen, und die aus dem Hintergrunde zielbewußt, unwiderstehlich heranziehende katholische Macht erweckt einen ganz andern Eindruck, als seine zerfahrenen, unter sich uneinigen Gegner. Bei dieser Darstellung muß der unbefangene Leser sich fast freuen, daß die böhmischen Wirren solchen Ausgang genommen haben, und wird dem Protestantismus eine große Zukunft nicht prophezeien können, zumal dem Luthertum nicht, dem der Kalvinismus schlimmer erscheint als selbst der Papst. Es ist Thatsache und tief zu beklagen, daß der Streit zwischen Lutheranern und Kalvinisten der römischen Kirche tausendfache Siege gebracht hat. Aber war dieser Streit wirklich nur Theologengezänk, oder hatte er nicht seine tiefern geschichtlichen Ursachen? Kein Historiker wird einem Protestanten von 1620 Worte in den Mund legen, wie Johann Georg sie ausspricht:

> Das Haus, für das unsre Völker gestritten,
> Für das sie geblutet, für das sie gelitten,
> Die protestantische Kirche beginnt zu wanken.

Man soll auf die Bühne mit ihrer leidenschaftlichen Erregung nicht Fragen bringen, die nur Vereinzelte unter den Zuschauern verstehen können, und dazu gehört der Kampf der beiden evangelischen Konfessionen sicherlich. Auch im Roman, in George Taylors „Clytia," die von beiden ein Zerrbild giebt, hat uns das verletzt.

Aber aus diesen Gegensätzen hebt sich mächtig ein andrer hervor, der zwischen dem Hause Habsburg und den mächtig aufsteigenden Hohenzollern. Es ist wie „ein Spielen" der die Geschichte lenkenden Weisheit, daß in dem ersten Jahre des Deutschland zermalmenden Krieges 1618 Brandenburg und Preußen vereinigt wurden und bald darauf der Fürst zur Welt kam, der dem geeinten Staate zuerst seine Weltstellung geben sollte — ein leuchtendes Zukunftszeichen für das ganze Vaterland! Aber das damalige Brandenburg unter dem schwächlichen Georg Wilhelm und seinem katholischen Minister Schwartzenberg ließ wenig hoffen. Die Erwerbung von Preußen brachte zunächst Verwicklung mit Polen, dessen Lehen es noch war und das das Ordensland katholisiren wollte, sodaß das Auftreten Gustav Adolfs dem kurzsichtigen Kurfürsten auch politisch willkommen sein mußte. Und konnte man in dem ebengebornen Kinde den Großen Kurfürsten ahnen? Am Ende seines Heinrich VIII. läßt Shakespeare durch Erzbischof Cranmer die Größe der neugebornen Tochter des Königs, Elisabeth, weissagen, und so macht es immerhin auch hier einen großen Eindruck, wenn der Generalfeldoberst, indem er zum Tode geführt wird, „den blondlockigen Knaben begrüßt, den er in Berlin auf den Armen gehalten." Daß jedoch schon an seinem Tauftage wer ihn ansieht, der Oheim und die Großmutter Anna, die Witwe des Kurfürsten Johann Sigismund, die bei seinem Anblick ausruft: „Das ist nicht ein Kind, das ist ein Geschlecht," seine kommende Größe ahnt, geht doch über die Wahrscheinlichkeit hinaus. Sieht aber vollends Genoveva Jessenius die böhmischen Kriegszüge Friedrichs des Großen so deutlich voraus, daß sie anderthalb Jahrhunderte vorher schon den Namen Friedrich nennt, so ist das nicht mehr Prophetie, sondern Magie oder Hellseherei, wie sie in einem historischen Drama aus dieser Zeit nicht erlaubt ist. Prophetie liest sonst in den Zeichen der Gegenwart, was kommen soll, aber kein „Generalfeldoberst" des angehenden siebzehnten, sondern nur ein Dichter des neunzehnten Jahrhunderts konnte einem solchen Kurfürsten von Brandenburg zurufen:

Hohenzollern, recke die Hand,
Sprich: ihre Lehre ist meine Lehre,
Deutschland ist nicht mehr in Wien,
Deutschland bin ich,
Deutschland ist in Berlin.

Was übrigens den Tod des Helden betrifft, so würde, wenn ein Hohenzollernfürst wirklich von den spanischen Soldaten eines Habsburger Kaisers zu Tode geführt worden wäre, dieses tragische Geschick den Glanz des Hauses, dem er angehört, nicht verdunkeln, sondern die Befriedigung über den Umschwung der Zeiten nur heben. Einen solchen Vorgang aber, der in der Geschichte des Geschlechts seines Gleichen nicht hat, wenn er nur erfunden ist, darzustellen, darf der Bühne in der Hauptstadt der Hohenzollern nicht zugemutet werden.

Was hat nun eigentlich das Verbot des Stückes veranlaßt? Man hat gedacht, daß die Stellen, in denen die Königin Elisabeth als Engländerin, die englisches Wesen nach Deutschland habe bringen wollen, geschmäht wird, wegen möglicher Beziehungen auf die Gegenwart Anstoß erregt haben; und in der That ist es nicht zu begreifen, wie in Berlin, wo zu einer Zeit, in der manche Erregung der Gemüter noch nachklingt, irgendwelche höchst unliebsame Beifalls- oder Mißfallsäußerungen hätten gehört werden können, an Vorführung dieser Stellen gedacht werden konnte. Oder sind die konfessionellen Dinge zu leidenschaftlich behandelt? Oder hat man es nicht für zeitgemäß gehalten, den Streitruf: Hie Hohenzollern, hie Habsburg! so energisch erklingen zu lassen, nachdem an Stelle der frühern Feindschaft die engste Bundesgenossenschaft getreten ist? Es sind eben mancherlei Fragen mit nicht geschickter Hand angefaßt. Wenn es wahr ist, daß das Verbot auf Befehl des Kaisers selbst geschehen ist, so wäre das ein neuer Beweis für den scharfen Blick des jungen Monarchen; und ist keine Begründung des Verbots hinzugefügt, sondern jedem überlassen, sie sich selbst zu suchen, so ist das doppelt weise gehandelt. Wenn erst die begreifliche Erregung bei der großen Zahl der Freunde und Verehrer des Dichters zur Ruhe gekommen sein wird, wird allenthalben das Urteil ein gerechtes werden; und daß das Berliner Theater keinen großen Verlust erlitten hat, beweist die nicht eben große Wirkung, die das Stück bei seinen Aufführungen ausgeübt zu haben scheint.

In vielen Beziehungen hat übrigens der Dichter auch hier Ehre eingelegt, in der Behandlung der Sprache des sogenannten deutschen Verses mit Endreim, die oft an den Meister Goethe erinnert, in dem Aufbau mancher Szene, wie eben jenes Gesprächs der beiden Hohenzollenfürsten im zweiten Akt, des ganzen vierten Aktes, der auf der Bühne gewaltig wirken muß. Auch der Meister kann einmal in seinem Gegenstande fehl greifen. Aber wir hoffen ihm bald mit voller Sympathie wieder zu begegnen, wenn er dem, was seinen Stücken so viel inneres Leben giebt, von neuem dichterischen Ausdruck verleihen wird, seiner Begeisterung für die größten Ereignisse unsrer neuen Geschichte: die Reformation und das Aufblühen des Hohenzollernstammes.

B H

Die Madonna in St. Agatha

Ein Blatt aus dem religiösen Leben Italiens

Schon dunkelte es stark, als ich endlich nach einem ermüdenden Marsche St. Agatha, ein Städtchen in den Bergen der Halbinsel von Sorrento, erreichte. Dies Städtchen ist weit und breit berühmt durch sein am 15. August stattfindendes Madonnenfest, das alljährlich die Anwohner in einem Umkreise von mehrern Meilen herbeizieht.

Kaum in die Stadt eingetreten, vernahm ich einen brausenden Lärm, ausgehend von den Menschenscharen, die die hellerleuchtete Hauptstraße durchwogten. Der Anblick dieser festlichen Illumination ließ mich meine Ermüdung vergessen. Die lange breite Straße war mit Lichtbögen überspannt, gebildet aus zahllosen kleinen Lampen von verschiedener Farbe; alle Häuser, alle Fenster schwammen in einem Meer von Licht, zu Ende der Straße sah man die Front der stattlichen Kirche gleichfalls von oben bis unten mit zahllosen bunten Lampen besetzt, und hoch oben strahlte die Lichtschrift: Evviva Maria! Auf und nieder wogten die Scharen heiterer Festgenossen, singend und plaudernd; vor der Kirche aber, in einem mit bunten Fähnlein geschmückten Pavillon, befanden sich etwa zwanzig Musikanten deren Märsche und Tänze sich bemühten, den Festlärm zu übertönen. Durch besondern Schmuck glänzten die zahlreichen Weinschenken. Die südliche Sprache hat für sie verschiedene Namen und nennt eine Weinschenke bald Osteria, bald Cantina, bald Canova (casa nova): der Name ist verschieden, die Sache aber stets dieselbe, ebenso der Wein, den man dort bietet. Der ist fast schwarz und herbe. So gehört es sich, so will es der Gaumen des Landvolkes, und wer diesen Wein nicht mag, der hat nach dessen Meinung keinen Normalgeschmack. Vor den offnen Thüren der Weinschenken sah man frische Lorbeerzweige, aber so groß, daß sie die Thür überragten. So verlangt es die uralte Sitte. Für gewöhnlich sieht man neben solchen Thüren verdorrte Zweige, wenn aber ein Fest nahe ist, werden frische befestigt. An den Tischen vor diesen Schenken war jeder Platz besetzt; man trank aus großen Krügen, die von Mund zu Mund gingen; andre hatten kleinere Flaschen pompejanischer Form, d. h. unten die Rundung einer Zwiebel, daran ein langer, gerader Hals.

Ueber einer Thüre sah ich ein stattliches Wirtshausschild, auf ihm das Bild des Gambrinus neben einem Bierfaß, und erfuhr, daß dies eine gänzlich neue Wirtschaft sei, die den Gästen sogar deutsches Bier gebe; auch wurde mir gesagt, daß ein deutscher „Künstler" jenes Wirtshausschild gemalt und die deutsche Inschrift hinzugefügt habe. Ich las diese vom Licht bestrahlte deutsche Inschrift, sie lautete: Gasthof zum lustigen Schwein. Schwerlich hat die heitere Laune jenes deutschen

„Künstlers“ den Wirt vorher von dem Inhalt dieser Inschrift in Kenntnis gesetzt.

Mit der Auffindung eines Nachtquartiers hatte es seine Schwierigkeit; schließlich aber war ein bescheidnes Stübchen gefunden, und ehe die Uhr des nahen Glockenturmes die zehnte Stunde meldete, war ich fest eingeschlafen. Die Ruhe sollte nicht lange dauern.

Was ist das? Ich erwache von einem krachenden Donner, der das Haus erschüttert und die Fenster klirren macht. Ist ein Gewitter im Anzuge? Es dauert nicht lange, da folgt neuer Donner, nicht an einer, sondern an vielen Stellen, es ist Kanonendonner, dem lauter Jubel der Festgenossen antwortet. Nun wußte ich, um was es sich handelte. Es war ein Tribut der Ehre für die Madonna von St. Agatha, deren Festvigilie verlangt, daß man viel Pulver verbraucht und fürchterlichen Lärm macht. Von Herzen gönnte ich der Madonna diese Ehre, hoffend, daß dieser Tribut zwar nachdrücklich, aber kurz sein werde. Ich täuschte mich bitter. Der Donner dauerte bis Mitternacht und endete mit förmlichem Batterieschießen. Sicherlich war die Madonna mit dieser Ehre zufrieden.

Wie alles in der Welt, hat auch die Madonna von St. Agatha ihre Geschichte. Jede Stadt des Südens hat einen besondern himmlischen Beschützer oder eine Beschützerin, und St. Agatha ist froh, in der allherrschenden, mächtigen Madonna, der Himmelskönigin, eine solche zu besitzen. Ursprünglich hatte man dort eine andre, nämlich die heilige Agatha, von der das Städtlein seinen Namen trägt und der es seine Hauptkirche geweiht hat. Der Kultus dieser Heiligen ist von Sizilien zum Festlande gedrungen. Der Stammsitz der St. Agatha ist Catania am Fuße des Aetna. Dort hat man die (angeblichen) Reliquien dieser großen Santa und in letzteren das eigentliche Unterpfand ihres mächtigen Schutzes. Catania vertraut auf den Schutz der St. Agatha namentlich in Hinsicht auf die gefährliche Nähe des genannten Vulkans, und noch vor einigen Jahren hat der angebliche Schleier dieser Heiligen große Wunder gethan und den Feuerstrom des Aetna rechtzeitig zum Stehen gebracht. Als man vor einigen Jahrhunderten in den Bergen von Sorrento die mehrgenannte Stadt baute, dachten die Gründer, daß jene himmlische Beschützerin von Catania einflußreich und mächtig genug sei, um auch andern Städten ihren Schutz angedeihen zu lassen. Thatsache ist, daß diese Erwartung sich nicht in besonders hohem Maße erfüllte, trotz aller Festehre, die man der St. Agatha zollte. So entschloß man sich denn, eine andre Beschützerin zu wählen, und erkor die Madonna. Die glänzenden Feste, die man dieser allmächtigen Himmelskönigin als schuldigen Tribut leistet, beweisen, daß St. Agatha mit seiner Schutzpatronin zufrieden ist. Für den Festaufwand scheut man keine Kosten; sie werden unter den Bergbewohnern, die vom Ertrage saurer Arbeit leben, ebenso kollektirt, wie einst zur Römerzeit die Priester der „großen Mutter“ kollektirten. Die Zeiten haben sich seitdem geändert. Die Menschen des Südens nicht. „Die Menschen sind, was Menschen immer waren.“

Am andern Morgen früh wurden wir durch Trommelwirbel geweckt. „Schlägt manchen guten Wirbel, Reveille und Zapfenstreich!“ Hell und glänzend brach der große Festtag an, wie alle Sommertage des Südens während der „sichern“ Monate.

Alle Feste des hellenisch-römischen Lebens waren religiöser Natur, und nur solche Feste kennt bis auf den heutigen Tag das süditalische Volk, das sich in dieser Hinsicht mit dem heutigen Griechenvolke berührt. Feste patriotischen Inhalts, Turnfeste, Sangfeste u. s. w. sind ihm durchaus unbekannt. Durch die Kirche werden dem Volke die Feste bereitet, und deren Zahl ist leider viel zu groß. — Die religiösen Feste des griechisch-römischen Lebens umschlossen eine große Mannichfaltigkeit der Genüsse, und so ist es bis heute geblieben. Vor allen Dingen verbinden sich mit ihnen noch immer die Jahrmärkte, und diese können in den kleinern, oft weltverlornen Städten Süditaliens zugleich als Industrieausstellungen betrachtet werden.

In St. Agatha hatte sich zum erwähnten Festtage der Platz vor der Kirche sowie die breite Straße in einen Jahrmarkt verwandelt, wo es an Leistungen der Industrie originelle Dinge zu schauen gab. Von weit und breit hatten Frauen die Erzeugnisse ihres Webstuhls gebracht, bunte Tücher, allerlei Ware aus Seide oder Baumwolle und Leinwand, Stoffe für Kleidung aller Art. Diese Webkunst der Frauen ist in Süditalien auf Inseln und Festland allgemein, zugleich uralt. Webte doch schon die edle Penelope, die fürstliche Gemahlin des Odysseus. Dabei ist in Süditalien die Thatsache eigentümlich, daß jeder Ort seine Sonderart der Weberei besitzt, sodaß das Volk beim Anblick einer solchen Ware sofort weiß, woher sie kommt. Neben der Webindustrie finden wir die Holzindustrie vertreten. Wir sahen Holzwaren aller Art, sofern sie der ländlichen Küche dienen, Löffel, Teller, Mörser u. s. w., alle diese Dinge mit den einfachsten Instrumenten gearbeitet, sicherlich ebenso, wie seit Jahrhunderten. Hieran schließt sich die Korbflechterei, die aber für den Markt von St. Agatha nur sogenannte Kohlenkörbe liefert. Man benutzt in Süditalien als Brennmaterial fast nur Holzkohlen, und für jeden Tag kauft der kleine Mann seinen Bedarf beim Händler. Zu dem Ende nimmt er sein Körbchen, entweder ein kleines oder ein großes. Wird das erstere gefüllt, so ist der Preis 25 Centesimi, wird der größere Korb gefüllt, so zahlt man das Doppelte.

Unser Markt bietet aber auch Genüsse für den Gaumen, Kuchen und Süßigkeiten in Hülle und Fülle, dazu Kastanien, geröstete Nußkerne, diese auf Fäden gezogen, u. s. w. Auch die Kunst ist vertreten. Wir sehen wenigstens ein Dutzend Händler mit Bildern der Madonna. Eine große bunte Madonna kauft man für eine halbe Lira, also sehr billig. Die Händler machen gute Geschäfte, denn alle Jahre muß der Landbewohner die Bilder seiner Hausgötter erneuern. Meist werden solche Bilder ohne Rahmen an der Wand befestigt, schleißen also im Lauf der Zeit. Unter solchen Bildern bezeichnet immer eins den Heiligen oder die Heilige, denen man den Spezialschutz des Hauses anvertraut, und dieser Hausgott hat, nach antiker Sitte, seine „ewige“ Lampe.

Die Kirche prangt inwendig mit seidnen Vorhängen, und links am Ende des Hauptschiffes steht unter goldstrahlendem Baldachin die lebensgroße Gestalt der Madonna, angethan mit einem neuen, goldgestickten Kleid, auf dem Haupte eine goldig schimmernde Krone. Vor Jahren führte mich mein Weg in eine Stadt Campaniens, Aversa, wo ich die Gelegenheit benutzte, die Kathedrale zu besuchen. Da ward ich Zeuge einer seltsamen Szene. Man war eben beschäftigt, die Toilette der Madonna für ein Fest zu besorgen; ich fand einen Haarkünstler, mehrere Schneiderinnen und den Küster in Thätigkeit. Man freute sich, als ein Fremder dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit schenkte, und zeigte mir die neue Haarfrisur der Madonna, die von dem Kamme des Friseurs bearbeitet wurde. Als Toilettenzimmer diente das Hauptschiff der Kirche. Bei diesem Anblick dachte ich an die Dienerinnen der Juno auf dem römischen Kapitol, die vor Jahrtausenden die Toilette dieser „Himmelskönigin“ besorgten und ihr sogar den Spiegel vorhalten mußten.

Zur Festfeier hatte St. Agatha für die Pontifikal-Messe ein Musikkorps und Sänger von Neapel verschrieben, und die Messa cantata in der Kirche erinnerte an eine Oper von Donizetti oder Rossini. Kopf an Kopf gefüllt war der Kirchenraum, namentlich von Frauen, alle mit dem spanischen Schleier, sowie mit Geschmeide aller Art geschmückt. Selbst ärmere Frauen besitzen regelmäßig einen Schatz von Ringen für Finger und Ohren, die bei festlichen Gelegenheiten angethan werden.

Um elf Uhr kam der Hauptakt des Festes, die Prozession. In der Kirche beginnt die Musika den Königsmarsch zu blasen, der Zug setzt sich in Bewegung. Voran der kräftige Träger einer schweren Standarte mit dem Bilde der Madonna, dann rosenbekränzte, weißgekleidete Mädchen, dann eine sogenannte Kongregation, Männer in langen weißen Kleidern, ein Verein zum Spezialkultus der Madonna von St. Agatha, dann der Klerus, — und jetzt — — von allen Seiten tönt der Ruf: Evviva la Madonna! Von sechs kräftigen Männern getragen erscheint die prächtige „Königin“ im Portal der Kirche, und sofort beginnt der Donner einer Batterie von Papierbomben. Von Pulverdampf umhüllt schreitet die Madonna weiter, viele begrüßen sie tiefgebeugt, noch mehr knieend. Die Träger der

Madonna haben diesen Ehrendienst für Geld erkauft; oft findet vor einem Fest eine Versteigerung dieses Ehrendienstes statt, wobei die Meistbietenden den Zuschlag erhalten. So schreitet die Madonna durch alle Hauptstraßen der Stadt, um nach einigen Stunden ihren Thron in der Kirche wieder einzunehmen. Neben der Kirchthür sehen wir einen Anschlag mit dem Festprogramm und lesen, daß der heilige Vater allen Festteilnehmern Indulgentia plenaria (vollständigen Ablaß) bewilligte.

T

Konfirmandengeschenke

Ziemlich gedankenlos werden häufig genug die Konfirmandengeschenke gewählt. Man glaubt das Seine gethan und das Rechte getroffen zu haben, wenn man seinem Kinde oder Paten ein Schmuckstück oder ein erbauliches Buch gestiftet hat. Wiewohl es nun nicht passend erscheinen will, gerade die Tage der Konfirmation zur Begründung der Schmucksammlung auszusuchen, so wollen wir selbstverständlich nicht mit puritanischer Strenge gegen jegliches Geschmeide eifern. Ein hübsches Kreuz an schlichter Kette ist gewiß für eine Konfirmandin ein entsprechender Schmuck und fällt nicht unter das Verdikt des Apostels vom Goldumhängen. Wohl aber fällt darunter so vieles echte, halbechte und unechte Zeug, das jetzt für wenige Mark oder Groschen zu haben ist und womit die Konfirmandinnen an Arm und Hand, an Ohr und Hals sich reichlich behängen. Nirgends paßt diese heute so weit verbreitete Dutzendware von Schmuck mit dem trügerischen Schein so wenig als für den Tag, wo Herz und Sinn lauter und wahr vor Gottes Altar treten soll. Gerade weil jetzt der Schmuck so wohlfeil zu haben und zumeist so unecht ist, sollte man es sich zur Pflicht machen, keinen zu schenken. Das Leben bietet noch reichlich Gelegenheit, der Jungfrau und Frau solchen Zierat zu spenden. Das brandenburgische Konsistorium hat in diesen Tagen ein strenges Verbot wider die weißen Kleider ergehen lassen und nur die schwarzen bei der Konfirmation für zulässig erklärt. Es läßt sich darüber streiten, ob solch Verbot am Platze war und in den Amtsbereich einer kirchlichen Behörde gehört: das kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß die Einfachheit bei der Tracht unsrer Konfirmandinnen dringend anzustreben ist. Aller Putz und Prunk, der die Augen auf sich lenkt und die Sinne nach außen zieht, widerspricht schnurstracks der Bedeutung des Tages, der dem verborgnen, dem innern Leben geweiht sein soll. Und ganz recht hat auch das Konsistorium, wenn es auf das Unschickliche des Umstandes hinweist, wie in Berlin die wohlhabenden Mädchen mit weißen, die unbemittelten mit schwarzen Kleidern erscheinen — wenn also auch am Konfirmationsaltar die Kluft zwischen Reich und Arm augenfällig hervorgehoben wird. Wir aber haben doch wahrlich heute Ursache genug, die Kluft eher zu überbrücken als klaffender zu machen, sie für das Auge, wenigstens so viel an uns ist, verschwinden zu lassen. Bei den Knaben ist die Gefahr geringer als bei den Mädchen, daß sie in ihrer äußern Erscheinung prunken. Und wer als Pate oder Freund den Geldbeutel danach besitzt, mag ja wohl unangefochten die übliche Konfirmationsuhr schenken. Aber hübsch, d. h. passend und beziehungsreich, ist solches Geschenk doch auch nicht, ganz abgesehen davon, daß diese Sitte aus Tagen stammt, wo eine Taschenuhr etwas sehr Kostspieliges war. Das ist aber jetzt gar nicht mehr der Fall; ein solches Geschenk hat demnach seinen frühern außerordentlichen Wert und Glanz sehr verloren.

Was der geistigen Entwicklung der Gemütsbildung, der Charakterstählung dienlich ist, eignet sich an solchen Tagen am ehesten; eine Gabe, die den innern Menschen zu fördern geeignet ist, sollte man wählen. Daher das passendste Konfirmationsgeschenk für Knaben und Mädchen der gebildeten Stände stets ein gutes Buch oder ein schönes Kunstwerk sein wird. Es ist auch in der That vielfach bräuchlich, Bücher zu schenken, aber die getroffne Wahl kann nicht immer Beifall finden. Gewiß ist die Konfirmation eine spezifisch christlich-kirchliche Feier, ihr Tag soll wesentlich den religiösen Empfindungen und Vorsätzen gewidmet sein, auch wünscht man mit gutem Recht, daß die ganze Zeit der Konfirmandenstunden, der Vorbereitung in den Kindern ein eindringliches kräftiges religiöses Leben hervorrufen solle. Damit ist doch aber nicht gesagt, daß die ganze geistige Nahrung während solcher Zeit eine spezifisch religiöse, eine erbauliche sein müsse. Wie viel gute fromme Bücher, Gedichtsammlungen, Bibeln findet man in den Schränken unsrer Jünglinge und Männer: es sind Konfirmationsgeschenke, die noch im nämlichen Goldglanz ihrer Einbände schimmern, wie am Tage ihrer Stiftung; höchstens oben hat sich eine dicke Staubschicht aufgelegt: sie sind eben nie gelesen worden. Man beachte also doch ja die Geistesrichtung, die Gemütsveranlagung, den Charakter eines Konfirmanden, ehe man ihm solche Bücher schenkt. Wer wills denn leugnen, daß unsre Tertianer und Sekundaner in der Regel nicht gerade religiös sehr angeregt und christlich gestimmt sind und daß sie selten wirkliches Verlangen nach erbaulicher Nahrung für ihren Geist tragen. Die Gründe für diesen Umstand mögen hier unerörtert bleiben, genug, es ist so. Warum also wahllos diesen Knaben und Jünglingen fromme Bücher spenden, für deren Inhalt sie kein wirkliches Bedürfnis, kein rechtes Verständnis haben? Zur Zeit der Konfirmation sollen sie ohnehin schon viel religiösen Stoff in sich aufnehmen und zu durchleben suchen; da wird das rein Erbauliche leicht zum Ueberdruß, ganz abgesehn davon, daß die Religion doch nicht nur andächtiges Gefühl ist, sondern den ganzen Menschen packen und durchdringen soll. Dieses Knaben- und Jünglingsalter wird eher als durch fromme Lieder und Betrachtungen für das Reich Gottes gewonnen durch Bücher, die ihnen das Christentum in Personen wirklich geworden nahe bringt oder die Höhepunkte seiner geschichtlichen Entwicklung schildert; Bücher wie Uhlhorns „Kampf des Christentums mit dem Heidentum," Freytags „Bilder aus deutscher Vergangenheit," vor allem gute Lutherbiographien oder die Lebensbeschreibungen andrer großer Christen und Männer erfüllen ihren Zweck bei einer großen Anzahl von Konfirmanden zweifellos eher und stärken in ihnen christliches Leben und rechten Glauben mehr als hundert jener andern frommen Bücher, die sehr trefflich sein mögen, aber den jugendlichen Geist nicht kräftig genug fesseln und fördern. Nicht durch die „christlichen" Bücher allein wird christliches Leben erweckt und fortgebildet — das ist eine Wahrheit, die noch immer nicht genug beherzigt wird; die allzu aufdringlich spürbare Absicht, die Tendenz verstimmt leicht gerade auf religiösem Gebiete. Es giebt gewiß auch besonders religiös gestimmte Jünglinge. Ihnen schenke man religiöse Litteratur; gewinnreicher wird aber auch hier mehr das Geschichtliche und Abhandelnde sein, als das rein Erbauliche: etwa ein Band der Christoterpe, Beyschlags Godofred u. s. w.; ein regelrechtes Verzeichnis passender Geschenke kann natürlich hier nicht geboten werden. Auch Kunst und Kunstgeschichte sollten nicht ausgeschlossen sein; gute Bilder sind treffliche Erinnerungen an den Tag der Konfirmation, auch wenn sie nicht lediglich der religiösen Kunst entnommen sind, sondern auch der kirchengeschichtlichen und vaterländischen.

Sinds Knaben aus der Volksschule, denen ein Buch geschenkt werden soll, so ist die Wahl freilich schwerer, schon weil sie vorsichtiger getroffen werden will. Die alte Klage, daß es so wenig gute Bücher fürs Volk giebt, muß auch hier laut werden. Hier wird Funcke nicht wohl verstanden, von Frommel aber etliches mit Gewinn gelesen werden. Auch giebt es etliche Lutherbiographien von Wert für das Volk. Und hier ist sicherlich häufig der Ort, wo ein handliches solid gebundnes Neues Testament als Mitgabe auf die Wanderschaft von Segen sein kann.

Was unsern Töchtern gemeinhin an religiösen Büchern gespendet wird, also Gerok, Spitta, Sturm, Hammer u. a., hat hier gewiß seinen Wert und entspricht seiner Bestimmung eher, als wenn die gleichen Bände Jünglingen geboten werden. Die weibliche Seele wohnt lieber in der Welt des Gefühls, und wer da die Saiten des Gemüts zart anzuschlagen weiß, kann sicher auf Wiederhall rechnen. Fraglich ist nur, obs immer noch Elise Polkos Dichtergrüße sein müssen, die als beliebteste Anthologie gegeben wird; es giebt auch andre gute. Rogges „Allzeit im Herrn" und Thumanns „Vaterunser" sind neuere

Erscheinungen, die das weibliche Gemüt am ehesten ansprechen werden. An Hoffmanns Zeichnungen zur Geschichte Jesu wird jeder Konfirmand seine Freude haben, wenngleich sie nicht eigentlich modern zu nennen sind; diese beiden Mappen mit je fünfzehn Blättern sind ein Weihegeschenk von besonderm künstlerischen und christlichen Werte.

Gern werden natürlich Bibeln geschenkt. Sollen sie wirklich gebraucht werden, so wähle man sie weniger prächtig als solid gebunden. Mit Bilderbibeln ists ein schwierig Ding; sie liegen zumeist ziemlich unbeachtet auf dem Tische und gelten höchstens als Bilderbuch. Schnorr von Carolsfelds Bibel in Bildern hat immer noch die größte Bedeutung und steht hoch erhaben über Dorés. Zwei neue in Wandsbeck und Berlin erscheinende kostbare Ausgaben geben doch nur mäßige Farbendrucke, Pfeilstückers Hausbibel ist gar zu lehrhaft, Pfleiderers illustrirte Bibel scheint die beste zu werden, ist aber noch nicht vollendet.

Wer kann denn einfach sagen und raten, was geschenkt werden soll! Dazu bedürfte es mehr Raum und Zeit, als hier zu Gebote stehen.*) Ein Rat nur ists, der, so selbstverständlich wie er lautet, nie genugsam wiederholt werden kann: Ehe ihr schenkt, bedenkt, zu welchem Tage, zu welchem Zwecke und wem ihr schenket. Und danach wählt mit Umsicht und Vorsicht eure Gabe! R B

Unsre Empfehlung der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift

Unsre Empfehlung der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift in Nr. 2 d. Jahrg. ist mehrfach Gegenstand lebhaften Widerspruchs aus unserm Leserkreise gewesen. Es sei uns vergönnt, zur Klärung unsrer Stellung darauf ein wenig ausführlicher einzugehn. Wir können bei dieser Gelegenheit einiges vorwegnehmen, was wir sonst in unserm versprochnen Artikel über die besondere Aufgabe unsers Blattes inmitten der kirchlichen Schwierigkeiten der Gegenwart auszusprechen gedachten, mit dem wir leider noch im Rückstand geblieben sind (vgl. Nr. 1, Sp. 7). Ich veröffentliche zunächst mit Erlaubnis des Absenders einen der mir zugegangenen Briefe seinem Hauptteile nach.

Ich bin leider durch den Leseverein quasi genötigt, resp. regelmäßig versucht, darin zu lesen, und finde regelmäßig Grund zu gesunder Empörung. Und ich stehe . . . nicht allein. Die Anzeige rühmt den „edlen Ton" und, daß die Monatsschrift weiß — oder doch sucht — den Gegner zu verstehen. Ich versichre Sie aber, daß ich seiner Zeit, als der Fall Harnack spielte, nirgends so gehässige Aeußerungen über ihn las als hier — ich habe allerdings das N N Blatt nicht gelesen. Vom Evangelischen Bunde ist die Konservative Monatsschrift nicht eine warme, sondern eine wirklich gehässige und verständnislose Gegnerin. Ich schreibe einige Zeilen aus dem Januarheft 1890 ab:

„Es macht den Eindruck, als solle durch ein möglichst lautes, lärmendes Auftreten eine vorübergehende Wirkung erzielt werden. Und es kann auch nur eine vorübergehende Wirkung erzielt werden, wo so unklare Gedanken, so allgemein gehaltene Ziele vorhanden sind. (S. 90.) . . . Ebenso scheint es uns ein durchaus treffendes Wort, wenn er [Pestalozzi] gegenüber der Mahnung der Christlichen Welt zur „Vereinigung aller protestantischen Richtungen im Evangelischen Bunde" ausspricht: »Hätte die Christenheit der ersten Jahrhunderte nach den Prinzipien gelebt, welche heute im Evangelischen Bunde Giltigkeit gewinnen und verkörpert werden sollen, so gäbe es ohne Zweifel keine christliche Kirche mehr.« Der Herausgeber der Christlichen Welt beruft sich darauf, daß sich alle zu Jesu Christo, dem eingebornen Sohn Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils bekennen: — »lügen sie damit, so lügen sie Gott und er wird sie richten. Ich für meine Person traue es jedem zu, daß er es ehrlich meint.« Völlig richtig erwidert Pestalozzi darauf: »In Glaubenssachen ist die ehrliche Meinung nicht das Einzige, nicht einmal die Hauptsache, sondern die wahre Erkenntnis bildet die Grundlage echten Glaubens.« — Der Standpunkt des Pastors Lic. Rade von der Christlichen Welt, der sich in obigen Worten ausspricht, ist in der That unglaublich kindlich.**) Ist das der Geist Luthers, den man beschwört? Ist das ein Standpunkt, der Rom gegenüber Festigkeit verleiht? u. s. w." (Seite 91.)

In dieser Weise sucht — oder weiß? — die Konservative Monatsschrift den Gegner zu verstehen. Gleich nachher heißt es von Thümmel, in seiner Berliner Rede habe er die Grenzen seiner Bundesgenossenschaft nach links außerordentlich weit gesteckt, „fast so weit, daß nach einfacher Folgerichtigkeit auch die Katholiken mit hinein müßten in den Bund.*)

Daß die Konservative Monatsschrift für die größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche nur im Sinne Stöcker-Hammersteins eintritt, hätte Herr R. B. doch aussprechen sollen. Daß unter den Erzähluugen auch absolut fade und geringe sind, beweise ich durch die Novellen „Leos Geheimnis" und „Die Lotterfalle von Gundelbach." — Daß die „Kritiker, die ein kräftiges Wort nicht scheuen," so selten sind, ist mir neu. Wo findet man denn mehr kräftige Worte, als bei den Kritikern? Die der Konservativen Monatsschrift führen allerdings ganz besonders „kräftige." In der Besprechung von „Rembe, Christus der Mensch und Freiheitskämpfer" wird zuerst berichtet, wie „der Verzückungstaumel," der die Jünger ergriff, der „echt heidnischen Vorstellung" des Auferstehungsmythus Bahn brach, und dann abgeschlossen: „Herr Professor Harnack in Berlin, der alle diese Dinge [!] aus dem Hellenismus aufgesaugt sein läßt, wird wenig dagegen zu sagen haben." Diese Bemerkung wird mancher Leser auf die ganze Anzeige beziehen, in der berichtet wird, daß der Verfasser dem Propheten von Nazaret in puncto sexti alles zutraut. — Wie Harnack geflissentlich schlecht gemacht wird, so wird das Wort „mittelparteilich" mit Vorliebe als Schimpfwort der Verachtung verwendet, — kurz es ist mir ein Bedürfnis, Sie zu ersuchen, in nächster Nummer eine Bemerkung des Inhalts zu bringen, daß Leser der Christlichen Welt, welche die Konservative Monatsschrift seit Jahren kennen und von der „vornehmen Haltung und dem edlen Ton" wie dem „Verständnis für den Gegner" in dieser Zeitschrift eine wohl begründete minder hohe Anschauung haben, die Leser ernstlich bitten möchten, sich jene Zeitschrift genau anzusehen, ehe sie sich entschließen, ihre Zeit und ihr Geld bei ihr anzulegen.

Ich bin dem Schreiber dieses Briefes dankbar dafür, daß er mir Gelegenheit giebt, jene unsre Empfehlung der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift in das rechte Licht zu stellen. Selbst außer stande, sie so regelmäßig zu lesen, daß

---

*) Wir haben alljährlich einige Bücher genannt, wollen das auch in nächster Nummer wieder thun. D H

**) Zu jener „unglaublich kindlichen" Ansicht bekenne ich mich, nebenbei gesagt, noch heute mit allem Nachdruck. Wir können aus dem Jammer wechselseitigen Mißtrauens und Sichentgegenarbeitens, der Verdächtigungen und Verdammungen, von dem unser kirchliches Parteileben strotzt, nicht herauskommen, wenn wir nicht vor allen Dingen aufhören besser wissen zu wollen, ob einer glaubt und was einer glaubt, als nach seinem eignen Zeugnis dieser selbst. Die ehrliche Meinung des andern mag eine irrige sein und dann bekämpft werden müssen, aber man soll sie als ehrliche Meinung gelten lassen und achten.

*) Wie so gern gerade an Berliner Vorgänge, so hat sich an jenen Vortrag Thümmels im Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes eine wahre Sintflut von wahrheitverletzendem Zeitungs- und (leider) Kirchenzeitungsgeschwätz geknüpft. Was Thümmel gesagt hat, davon kann sich jeder überzeugen, der sich das Schriftchen kauft: Die Asche Clarenbachs, des Märtyrers der bergischen Kirche. Vortrag, gehalten in Berlin am 19. November 1889 von Pfarrer Thümmel, herausgegeben vom Berliner Zweigverein des Evangelischen Bundes. Berlin, Hertz und Süssenguth. 22 S.; 20 Pfg. — Derselbe Zeitungsskandal setzte sich auf der ganzen Linie vom Ev. Kirchl. Anz. von Berlin bis zur Kreuzzeitung fort, als dann nach Thümmel Sulze im selben Verein sprach. Mit das Stärkste leistete da die Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung. Sie schrieb in Nr. 50 des vor. Jahrg.: „Welche Absichten der Evangelische Bund oder doch manche in demselben vertretenen Elemente bei ihrem lärmenden Kampfe gegen Rom in Wahrheit verfolgen, dafür legt das Vorgehen des Berliner Zweigvereins ein unschwer zu deutendes Zeugnis ab. Auf Pastor Thümmel soll Pastor Sulze folgen. Der Zweigverein ladet zu einem neuen evangelischen Abend ein, an welchem ebenfalls nur Protestanten teilnehmen dürfen. Pastor Sulze wird hier über die Mittel und Wege reden, deren es in Berlin bedarf, um Dresden bei der Versorgung von Massengemeinden nachzukommen. Gegen die Behandlnng dieses Gegenstandes ist an sich nichts einzuwenden. Wir sehen aber voraus, daß damit lediglich Propaganda für den Protestantenverein [!] gemacht werden soll. Andernfalls wäre es leicht genug gewesen, eine positive Kraft zu gewinnen, die sich der Aufgabe ebenso geschickt nnd sachverständig entledigt hätte, als es von Pastor Sulze erwartet werden kann." Für jeden, der eine Ahnung von den Verhältnissen und Persönlichkeiten hat, und die könnte der Wochenberichterstatter der A. E. L. K.-Z. haben, ist es ein Widersinn, daß der Evangelische Bund in Berlin für den Protestantenverein Propoganda machen will. Zum Ueberfluß hat der lutherisch-konfessionelle Prediger Laacke, der dem Berliner Zweigverein des Ev. B. als Vorstandsmitglied angehörte (er ist inzwischen verstorben), in der Kreuzzeitung gegen solche Unterstellung entschiedene Verwahrung eingelegt; ich habe aber in den beteiligten Zeitungen nicht gelesen, daß sie irgend etwas von der (zumal in ihren Augen) so schweren Beschuldigung zurückgenommen hätten. Gegen den Evangelischen Bund halten viele, wie es scheint, jedes Mittel für erlaubt. So schrieb die nämliche A. E. L. K.-Z. in Nr. 51 vor. J. über Braunschweiger Verhältnisse: „Dieselben Männer sind auch die Seele des Evangelischen Bundes. Für die Bundesversammlungen suchen sie dann Männer positiver Richtung als Festredner zu gewinnen, wie letzthin den Pastor Lic. Weber aus M.-Gladbach. Man wird sich nach dem mitgeteilten nicht wundern, daß diese Taktik auf uns keinen Eindruck macht." Es muß alles Trug und Taktik sein! Habe ich nun Unrecht, wenn ich von dem Jammer kirchlichen Parteitreibens rede und die Forderung stelle, daß wir uns mit allem Fleiß davon losarbeiten müssen?

ich ein abgeschlossnes Urteil über sie haben könnte, kenne ich doch aus eigner Erfahrung sowohl das, was der Herr Einsender an ihr mißbilligt, als was unser Herr Mitarbeiter an ihr anerkannt hat. Und wenn ich unter sachlicher Zustimmung die Beschwerden des Erstern gern veröffentliche, so bin ich doch dem Letzteren sehr dankbar, daß er jene Anzeige der Zeitschrift so, wie sie in Nr. 2 vorliegt, gehalten hat. Es war schon damals seine ausgesprochne Absicht, jener motivirten Anerkennung gelegentlich den Widerspruch folgen zu lassen. Aber unser Herr Mitarbeiter handelte damit im vollen Einverständnis mit der Leitung und Absicht dieses Blattes, daß er vor allen Dingen den Ernst, die aufrichtige Meinung und christliche Gesinnung der Monatsschrift in voller Anerkennung hervorhob. Wo sind denn die Monatsschriften, die sonst mit diesem Maßstabe überhaupt zu messen sind? Und wohin kommen wir, wenn wir an allen öffentlichen Organen uns ärgern, die unsern eignen Ansichten nicht beipflichten, ja vielleicht Gedanken und Werke, die uns am Herzen liegen, bekämpfen? Das ist ja eben die Art, die wir nicht mitmachen dürfen, daß man um des abweichenden oder entgegengesetzten Standpunktes willen das Berechtigte übersieht, das Verwandte nicht empfindet. Die Allgemeine Konservative Monatsschrift ist ein ausgesprochenes Parteiunternehmen, als solches von unserm Berichterstatter auch klar gekennzeichnet worden, sodaß niemand sich über Täuschung beklagen kann. An ein Parteiorgan aber darf man leider die Ansprüche der Unparteilichkeit und Billigkeit nicht stellen, die unser Blatt zu erfüllen sich bemüht. Wir möchten ja in unsrer Christlichen Welt zeigen, daß man Charakter haben kann, ohne mißzuverstehn, mißzudeuten und mißzuwollen. Wir möchten überall die positiven Bestände, das auch unter Irrtümern doch vorhandene Gute und Berechtigte aufweisen, wir gestatten in unsern eignen Spalten eine bis zum Widerspruch auseinandergehende Mannichfaltigkeit der Meinungen. Wir haben „freie“, meinetwegen „liberale“ Erscheinungen des Büchermarktes oder des kirchlichen Lebens voll und hell anerkannt, wo wir Tüchtigkeit und Aufrichtigkeit, wo wir irgend etwas Förderndes oder auch nur relativ Richtiges darin erkannten, mochten sie gleichzeitig unsre Bedenken oder unsern Protest herausfordern. Wie viel ist uns die warme Empfehlung des Buches „Im Kampf um die Weltanschauung“ verdacht worden, die wir weder zurücknehmen noch beklagen. Und so haben wir es auch „konservativen“ Erscheinungen gegenüber gehalten. Die Redaktion steht also für jene Anzeige der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift voll ein.

Die Inanspruchnahme des Christentums für eine besondre kirchliche oder gar politische Partei, wie sie von dem strengen Konservatismus und seinen Organen, Kreuzzeitung und Reichsboten voran, fortwährend geübt wird, ist freilich eine Verirrung, der die Christliche Welt durch ihre ganze Haltung widerspricht, ist ein Verhängnis, das gebrochen werden muß, wenn Kirche und Evangelium wieder die herrschende Geistesmacht im deutschen Volke werden sollen. In diesem Stücke sind und bleiben wir entschiedne Gegner auch der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift. Wir glauben aber diese Gegnerschaft mehr durch positive Leistungen als durch viel Polemik bewähren zu sollen.

Unbegreiflich aber ist uns, wie manche unsrer Leser daraus, daß beiläufig Mitarbeiter in ihren Aufsätzen sich politisch zur konservativen Partei bekannt haben, haben schließen können, unser Blatt mache den eben zurückgewiesenen Irrtum mit. Die Zugehörigkeit jemandes zu irgend einer politischen Partei (die sozialdemokratische Partei ist keine politische) entscheidet unsrer Ueberzeugung nach in keiner Weise über seine Stellung zum Christentum. Und umgekehrt: entschlossene christliche Ueberzeugung führt nicht den Anschluß an eine bestimmte politische Partei als notwendige Folge mit sich.

Ich denke, diese Erklärung kann an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Ich gebe sie ab, obgleich in diesen Tagen der Reichstagswahl auch mich sehr entschiedene Empfindungen gegenüber den politischen Parteien bewegt haben und obwohl ich weiß, daß die Stellung der Parteiführer und Parteiprogramme zum Christentum scheinbar andre Schlüsse fordert.

R

Verschiednes

(Oberlin und seine Schwiegermutter) Mit Oberlins Gattin zog auch deren Mutter mit ins Pfarrhaus, eine liebe, treue, gottergebene Seele. Doch haben die Kinder Gottes hier unten auf Erden noch ihre Schwächen und Gebrechen, und muß der himmlische Vater mit der Unart seiner Kinder viel Geduld haben und sie tragen mit großer Langmut und Barmherzigkeit. Oberlins Schwiegermutter hatte auch so eine Unart an sich. Sie kannte das dritte Gebot wohl, aber sie hatte eine böse Gewohnheit. Bei jeder Begebenheit, wenn sie eine Neuigkeit hörte, erschrak oder überrascht wurde, rief sie „Ach Gott“ oder „Ach Herrje“ (Ach, Herr Jesus). Oberlin hörte das und sprach in aller Liebe mit der Mutter, daß sie damit den Namen des Herrn mißbrauche. Sie entschuldigte sich damit, daß sie nichts Böses dabei denke, und das nur eine Angewohnheit sei. Der Herr werde ihr das nicht anrechnen, denn er wisse, daß sie ihn liebe u. s. w. Oberlin hatte oft mit der Mutter geredet und sie gebeten, diese Unart zu bekämpfen. Doch alles war vergeblich, und sie blieb dabei, daß sie nichts Böses dabei denke. Oberlin war das sehr schwer, besonders auch seiner Dienstboten und Kinder wegen, die das böse Beispiel täglich vor Augen hatten. Der praktische Mann sann deshalb auf Mittel und Wege, die Mutter von dieser Unart zu erlösen. Hinter dem Hause war der Garten mit einer Fliederlaube. Diese Laube war der Mutter Lieblingsplatz, und dort saß sie gewöhnlich und beschäftigte sich mit ihrem Strickstrumpfe. Oberlin hatte grünen Kohl im Garten, der sehr von Raupen heimgesucht wurde. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Die Mutter hatte nach dem Mittagessen ihr Plätzlein in der Fliederlaube wieder aufgesucht, als Oberlin erschien und anfing, die Raupen von seinem Kohl zu suchen. Bei der ersten Raupe rief er: „Schwiegermutter, ich habe eine Raupe.“ Die Mutter sagte: „Töte sie!“ Bei der zweiten Raupe rief er: „Schwiegermutter, schon wieder eine Raupe“ und zertrat sie. So rief er bei jeder Raupe: „Schwiegermutter, schon wieder eine.“ Da sagte die Mutter: „Aber, lieber Oberlin, töte doch die Raupen und rufe mich nicht bei jeder Raupe.“ Oberlin sagte freundlich: „Liebe Mutter, ich denke nichts Böses dabei; du weißt doch, daß ich dich lieb habe; Schwiegermutter, schon wieder eine.“ Darauf sagte die Mutter verstimmt: „Oberlin, ich verbitte mir das. Was kümmern mich deine Raupen?“ Oberlin antwortete freundlich: „Liebe Mutter, ich denke gewiß nichts Böses dabei; du weißt doch, daß ich dich lieb habe. Schwiegermutter, schon wieder eine.“ Da erhob sich die Mutter, nahm ihre Fußbank und ging zornig ins Haus. Oberlin folgte ihr und fragte freundlich, was ihr fehle, sie sehe verstimmt und mißvergnügt aus. Nun machte sie ihrem Unmut Luft und sagte, sie sei eine alte Frau und lasse sich nicht verspotten. Oberlin solle sich als Pastor und Sohn schämen, sich solche Scherze mit seiner Mutter zu erlauben; sie könne seine Handlungsweise auch gar nicht verstehen, da er sie sonst so zuvorkommend und liebevoll behandle, aber, daß sie nicht dulden könne, daß er sie zum Gegenstande seines Spottes sich erlesen und bei jeder Raupe ihren Namen rufe, das müsse er selbst einsehn, und so zürne sie ihm mit Recht u. s. w. Oberlin ließ sie ausreden, ergriff dann ihre Hand und sagte ihr, daß er sie nicht habe kränken wollen. Doch wenn sie, ein armes, sündiges Geschöpf, nicht ertragen könne, daß ihr Name unnütz geführt werde, wie dann wohl der König Himmels und der Erde sich könne gefallen lassen, daß sie jahraus jahrein täglich so unzähligemal seinen Namen leichtfertig ausspreche und unnützlich führe u. s. w. Da reichte sie ihm dankbar die Hand und versprach von nun an jene Sünde zu bekämpfen und Oberlin möge ihr treulich helfen. Von nun an kämpfte sie tapfer und zwar mit Erfolg, und wenn sie einmal wieder leichtfertig den Namen des Herrn aussprach, sagte Oberlin nur: „Schwiegermutter, die Raupen!“ und das genügte, bis sie schließlich den häßlichen Feind überwunden hatte.

(Ev. Gmdbl. f. Rheinl. u. Westf.)

(Kultusfreiheit in den deutschen Schutzgebieten) Die Nr. 4 hat unsern Lesern Kunde gegeben von den Beschlüssen des Reichstags, wonach einerseits der Windthorstsche Antrag auf Ausdehnung der Kongoakte auf die deutschen Schutzgebiete, anderseits aber auch der Stöckersche Antrag, der die Fernhaltung konfessioneller Zwistigkeiten von diesen Schutzgebieten bezweckte, abgelehnt worden ist. Die Folgen dieser Beschlüsse waren für jeden, der Rom kennt, vorauszusehen. Aber schneller, als wohl irgend ein Freund unsrer evangelischen Mission, namentlich der unter so vielen Schwierigkeiten und großen Opfern auch an Menschenleben gegründeten Basler Mission in Kamerun geahnt hätte, ist Rom ans Werk gegangen. Der Schwäbische Merkur brachte darüber folgende Nachricht:

„Zur Zeit [Anfang Februar] weilt in Berlin ein Pater Stephan Weber, Mitglied der pia societas missionum (Pallatina), ein geborner Bayer, um im Auftrage seiner geistlichen Genossenschaft, die im Jahre 1850 von Vincenzo Palotti gegründet worden ist und vor allem in Brasilien ihre Missionsthätigkeit entfaltet, die Erlaubnis auszuwirken, die Missionsthätigkeit auf Kamerun auszudehnen. Soweit man hört, haben die Verhandlungen, die Pater Weber mit dem Auswärtigen Amte geführt hat, einen günstigen Verlauf genommen. Gemäß der vom Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Grafen Herbert Bismarck, im Reichstag abgegebenen Erklärung wird der Zulassung jener Genossenschaft im Kamerungebiet keine Schwierigkeit entgegengestellt. Die selbstverständliche Bedingung, daß alle im deutschen Schutzgebiet thätigen Missionare Deutsche sein müssen, findet nach der Erklärung des Pater Weber in der Zusammensetzung dieser geistlichen Genossenschaft kein Hindernis.“

Die Richtigkeit dieser Nachricht wird uns von zuständiger Seite aus Basel bestätigt. Unsre Leser wissen, was sie für die Basler Mission

zu bedeuten hat. Wer es noch nicht wissen sollte, dem möchten wir dringend empfehlen, Warnecks „Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission" oder die von ihm verfaßten drei Flugschriften des Evangelischen Bundes 14, 17, 25: „Der gegenwärtige Romanismus im Lichte seiner Heidenmission" zu lesen. Aber weiß denn unsre deutsche Reichsregierung an maßgebender Stelle von diesen Dingen nichts? Hat Warneck und haben viele andre über diese Dinge nicht deutlich genug geschrieben? Oder ist es wirklich ein unabweisliches Gebot der „Parität," was es der Regierung zur Pflicht macht, den konfessionellen Kämpfen, die unser eignes Vaterland bei aller Nachgiebigkeit gegen Rom nur immer heftiger bewegen und zerrütten, auch die deutschen Schutzgebiete widerstandslos preiszugeben? F-E

(Aus der Zeit des konfessionellen Friedens) Es wird uns von befreundeter Seite ein „Handbuch für den biographischen Geschichtsunterricht von Karl Schwartz, ord. Hauptlehrer am kurfürstlichen Gymnasium zu Fulda" vom Jahre 1844 zugeschickt als Zeugnis für die einstige lautere und streng wissenschaftliche Haltung katholischer Historiker. Karl Schwartz ist Katholik, aber seiner Lutherbiographie merkt man an, daß er nicht Ultramontaner ist. Sie ist ebenso sachlich und unparteilich abgefaßt wie z. B. diejenige von Bonifazius in demselben Buche. Seine grundsätzliche Stellung bezeugt er in der Vorrede an mehreren Stellen:

„Ich berücksichtigte vorzugsweise die vaterländische Geschichte, damit die Jugend schon früh mit warmer Begeisterung für die große Vorzeit des deutschen Volkes erfüllt, damit in ihr warmes Nationalgefühl und jener religiös-vaterländische, jener christlich-deutsche Geist geweckt und genährt werde, von welchem ihr ganzes späteres Leben und Wirken getragen, gehoben und durchdrungen werden soll."

„Noch bemerke ich, daß mein Buch, welches zunächst für eine Anstalt ausgearbeitet wurde, die sowohl von katholischen als von evangelischen Schülern besucht wird, auch nicht das Geringste enthält, was durch Inhalt und Ausdruck für eine oder die andre christliche Konfession nach irgend einer Seite hin anstößig sein könnte, und daher in dieser Beziehung an *keiner* Anstalt der Einführung *desselben* ein Hindernis im Wege steht; *man müßte denn an den Geschichtsunterricht Anforderungen stellen wollen, welchen nur der kirchengeschichtliche Teil des konfessionellen Religionsunterrichtes zu genügen vermag.*"

Eben diese und noch weitergehendere Anforderungen stellen unsre heutigen römischen Geschichtschreiber; von jenem religiös-vaterländischen Geiste ist bei ihnen nicht mehr die Rede. P G

(Bebel über katholische und evangelische Vereine) In einem jüngst veröffentlichten Briefe spricht sich Bebel über katholische Gesellenvereine und evangelische Jünglingsvereine beiläufig folgendermaßen aus:

„Das politische Leben war vollständig tot. Regen Geistes und als Handwerksbursche auf einen Wochenlohn von 2,50 bis 3 Mark angewiesen, neben freier Kost und Logis, hatte ich das Bedürfnis, mich an strebsame junge Leute anzuschließen und einen Aufenthalt zu suchen, an dem ich ohne Geldausgaben meine geistigen Bedürfnisse wenigstens einigermaßen befriedigen konnte. So trat ich als Mitglied den *katholischen Gesellenvereinen* zu Freiburg i. B., Regensburg, Salzburg bei, nirgends aus meiner abweichenden religiösen Ueberzeugung ein Hehl machend, und trotz derselben freundlich aufgenommen, gleich Dutzenden andrer junger Leute, die wie ich Protestanten waren. Ich habe später auf meiner Wanderschaft die evangelischen Jünglingsvereine, auf deren Herbergen ich mehrfach übernachtete, kennen gelernt, nehme aber keinen Augenblick Anstand zu erklären, daß ich in den katholischen Gesellenvereinen zu jener Zeit ein weit höheres Maß von Toleranz und ein viel freieres und ungezwungeneres Leben kennen lernte, als in den *evangelischen Jünglingsvereinen.* Einem der letztern Vereine würde ich nie beigetreten sein, und zwar ihrer muckerischen Tendenz wegen, die nur Heuchler erzieht."

Gewiß ist Herr Bebel in der Sache kein kompetenter Beurteiler, aber er bestätigt uns hier, was wir auch sonsther wissen, daß diese Arbeiterkreise und -Führer Kenntnis und Urteil über das Christentum und die christlichen Konfessionen wesentlich aus ihrer Bekanntschaft mit den Gesellen- und Jünglingsvereinen hernehmen. P G

Zur Beachtung

Mit Nr. 14 beginnt ein neues Vierteljahr. Wir bitten alle, die unser Blatt halten, um ungesäumte Neubestellung, und unsre Freunde um Werbung neuer Freunde. Hierzu seien die monatlichen Probeabonnements wiederholt empfohlen.

D V D H

Quittung

Für die evangelische Erziehungsanstalt *Godesheim am Rhein:* 6 Mk. von L M, Bischofswerda; je 3 Mk. von D, Jersleben und S, Pirna.

Für das Rettungshaus *Johannesstift* bei Metz: 10 Mk. von N N, Pilsen.

Für die evangelische Gemeinde *Nemes Kosztolany* in der Slovakei: 3 Mk. von N N, Wildbad.

Für das evangelische Werk in *Spanien:* 3 Mk. von D, Jersleben.

Für die evangelische Gemeinde *Sofia* in Bulgarien: je 10 Mk. von A H, Frankfurt a. M. und von N N, Pilsen; je 3 Mk. von D, Jersleben, K T, Riesa und S, Cadenberge.

Für die evangelische Mission in *Deutsch-Ostafrika:* 3 Mk. von D, Jersleben.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Die Entbindung seiner lieben Frau **Hedwig**, geb. **v. Oven**, von einem gesunden, kräftigen

Knaben

beehrt sich anzuzeigen

Westend-Berlin, den 24. Februar 1890.

Arthur Poltrock,
Königl. Regier.-Baumeister.

Cand. theol., musikal., **sucht** Stelle als Hauslehrer. Gefl. Offerten sub **B. 36** an die Exped. dss. Bl.

Ein Theologe, welcher nach Ostern d. J. eine Reise nach Palästina unternehmen will, **sucht** Reisegesellschaft und bittet die Mitleser dieser Zeitschrift um eventuell freundlichen Nachweis von bezüglichen Adressen. Näheres durch die Expedition dieser Zeitung.

Ein Predigtamtskandidat,
der schon Hauslehrer war und soeben den Seminarkursus absolvirt hat, **sucht** für sofort Stellung als Prädikant oder Hauslehrer. Vorzügliche Referenzen. Adr. an **Kriele, Striegau, Villa Nacke.**

Frau Oberkirchenrat Faißt in Karlsruhe,
bietet, unterstützt von ihren als Lehrerinnen staatlich geprüften und musikalisch ausgebildeten Töchtern, einer begrenzten Zahl junger Mädchen aus guter Familie, die sich in der Haushaltung, wie in Musik und wissenschaftlichen Fächern weiter bilden wollen, liebevolle Aufnahme in stiller, christlicher Familie. Konservatorium und Malerinnenschule vom besten Rufe am Ort. Referenzen zur Verfügung.

Soeben erschien in meinem Verlage:
Jacobi, H. (Stiftsprediger), **Für unsere Konfirmanden.**
Mit 8 Holzschnitten. (10 Pf.; 100 Expl. 8 Mk.; von 200 Expl. an à 7 Pf.).
Zur Verteilung unter der zu konfirmirenden Jugend **vorzüglich** geeignet, und **seinem Inhalt nach, ihr dringend ans Herz zu legen.**
Barmen. **Hugo Klein.**

Verlag von **Heinr. Feesche, Hannover:**

Münkel, K. K., Dr., weil. Pastor, **Der Tag des Heils,** Evangelienpredigten. 4 Mk., geb. 5 Mk.
—„— **Das angenehme Jahr des Herrn,** Epistelpredigten. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Niemann, E., D. theol., weil. Ober-Konsistorial-Rat und General-Superintendent, **Reden aus dem geistlichen Amte.** 2 Mk. 50 Pf., geb. 3 Mk. 25 Pf.
—„— **Neue Folge.** 2 Mk. 50 Pf., geb. 3 Mk. 25 Pf.
—„— **Altes und Neues in Vorträgen und Abhandlungen.** 2 Mk. 50 Pf., geb. 3 Mk. 25 Pf.

Alle drei Bände von „Niemann" für nur **5** Mk., geb. **7** Mk. **25** Pf.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Der richtige Standpunkt zur Beurteilung der abweichenden theol. Anschauungen.
Vortrag, gehalten in Alten auf der Generalversammlung der Schweizer kirchlichen Gesellschaft. Von Lic. **Karl Marti,** Pfarrer in Muttenz.
Louis Jenkes Buchhandlung in Basel.

Von allen Seiten warm empfohlen!
† **Goldene Ähren.** †
Tägliche Andachten aus Gottes Wort.
Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von **G. Gericke.** Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München